Badische Heimat 67 (1987)

II. Altes Handwerk

Der Wagner

Ein ausgestorbenes Handwerk in Odenwald und Bauland

Peter Assion, Marburg/Walldürn

Die Herstellung eines Wagenrades, aufgenommen 1977 bei dem Eberbacher Wagner Kurt Groß in dessen Werkstatt in der Dielbacher Straße. Dem halbfertigen Rad werden auf dem Radbock die Felgen aufgeschlagen.
Foto: H. Joho

Eine ganze Reihe von Handwerkszweigen ist uns heutigen noch so vertraut, daß es genaueren Hinsehens bedarf um wahrzunehmen, daß es sich um aussterbende oder bereits ausgestorbene Gewerbe handelt. Einen Hausschneider zu finden, macht heute schon Mühe, und wie lange wird es noch Schuster geben, die Schuhe — einst sogar vom Schuhmacher hergestellt — reparieren? Maschinell verfertigte Güter für den Alltagsbedarf kommen immer zahlreicher und billiger auf den Markt und setzen die handwerkliche Leistung in Nachteil, so daß in der „Wegwerfgesellschaft" unserer Tage selbst letzte Reservate des traditionellen Handwerks verschwinden. Erst recht aber hatte und hat die von Grund auf erfolgte Umwälzung fast aller Arbeits- und Lebensbereiche Folgen für das

Handwerk, weil sie ganz neue, nur noch industriell zu befriedigende Bedürfnisse hervorrief und Bedürfnissen alter Art die Grundlage entzog.

So hat sich zumal auch auf dem Lande viel geändert, wo das kleinstädtische Handwerk schon im 19. Jahrhundert starke Einbußen erlitt und wo inzwischen auch fast ganz das alte Dorfhandwerk verschwand. Was den hinteren Odenwald betrifft, so war das Handwerk hier einst so vielgestaltig gewesen, daß kurz nach 1800 in den Städten Amorbach, Buchen und Walldürn je 26, 27 und 28 verschiedene Handwerkszweige gezählt wurden, und in der Stadt Miltenberg am Main gar 37[1]). Selbst im Marktort Mudau waren 26 unterschiedliche Gewerbe vertreten, und in den umliegenden Dörfern der Mudauer Zent immerhin 14. Der Volkskundler Max Walter teilte diese Zahlen 1923 mit, um vergleichend festzustellen, daß das Handwerksleben bedeutend verarmt sei und nur noch in wenigen Gewerben zur Befriedigung von Grundbedürfnissen seine Stütze habe. Als Theodor Humpert 1954 seine Geschichte von Mudau neu herausgab, schloß er sich diesem Urteil an und schrieb: „Die Bäcker, Schneider, Schuhmacher, Schmiede, Wagner, Maurer und Zimmerleute sind noch heute die Träger des eigentlichen Handwerks, alle übrigen, so die Nagelschmiede, Hutmacher, Tuchmacher, Schönfärber, Gürtler, Säckler, Strumpfweber, Strumpfstricker und Leineweber erhielten durch den Einzug der Maschine in die Werkstätten den Todesstoß oder der Kaufmann trat an ihre Stelle. Sie sind heute ausgestorben."[2]) Walter und Humpert sahen noch nicht voraus, was dann ab Mitte der 1950er Jahre folgte: der Abgang der an die alte Landwirtschaft gebundenen Gewerbe im Zusammenhang mit der Auflösung der klein- und mittelbäuerlichen Betriebe und mit der Vollmechanisierung der verbliebenen Hofeinheiten. Heute ist sicher, daß sowohl der Schmied (falls er nicht zum Mechaniker für landwirtschaftliche Maschinen wurde), als auch der Wagner von Humperts Liste der „Träger eigentlichen Handwerks" gestrichen werden muß. Daß kaum noch Hufschmiede bei der Arbeit zu sehen sind, fiel auch allgemein auf, während die Stillegung der Wagnereibetriebe fast keine Beachtung fand. So soll sich der vorliegende Aufsatz speziell einmal mit dem Wagner beschäftigen, der im badischen Frankenland „Wächemer" (so etwa in Altheim) oder „Wächder" (so in Walldürn) hieß und hier lange eines der wichtigsten Handwerke ausgeübt hatte, bei entsprechend starker Besetzung.

Dies hing damit zusammen, daß Odenwald und Bauland bis in die Nachkriegszeit fast reine Agrarlandschaften waren und eine gewerbliche Infrastruktur aufwiesen, die der bäuerlichen Wirtschaftsweise ideal angepaßt war. Anders als auf den großen Gütern in Nord- und Ostdeutschland oder auch auf manchen Schwarzwaldhöfen ist im Fränkischen kaum hölzernes Gerät von Knechten oder vom Bauer selbst hergestellt worden (von Reparaturen abgesehen). Was immer für die Wirtschaftsführung gebraucht wurde und nicht Schmiede-, Sattler- oder Küferarbeit war, stellte der Wagner her: vom großen, kompliziert konstruierten Erntewagen bis zum einfachen Holzrechen oder Gabelstiel[3]). Und so war auch der Wagner überall zur Stelle, wo Bauern siedelten: in den Bauernvierteln der Kleinstädte und Marktorte sowohl, wie weit draußen auf dem Dorf. Selbst der nur rund 100 Einwohner zählende Ort Gottersdorf bei Walldürn besaß um 1900 einen Wagner[4]), und ebenso das Dorf Schlossau, obwohl zugleich im nahen Mudau drei Wagnereien bestanden[5]) und die Bauern der Walldürner Höhe auch noch die Dienste eines Rippberger Wagners sowie mehrerer Berufsvertreter im Zentralort in Anspruch nehmen konnten (vier Wagnereien in der Oberen und Unteren Vorstadt zu Walldürn)[6]). Vom Beginn des 19. Jahrhunderts ist bekannt, daß in Walldürn sieben, in Buchen vier[7]), in Mudau drei[8]) und in Hardheim[9]) und Eberbach am Neckar[10]) ebenfalls je vier

Wagner saßen. Sie waren um diese Zeit — vor Einführung der Gewerbefreiheit 1862 — noch zünftig, was bei geschlossenen Zünften (wie in Buchen) bedeutete, daß nicht beliebig viele Wagner zugelassen waren, und was allgemein hieß, daß besondere Qualifikation nachgewiesen werden mußte. Dabei bildeten die Wagner eines Zentralortes mit denen der nächsten Dörfer sowie mit den Schmieden des gleichen Bezirks eine gemeinsame Zunft. Im ehemaligen kurmainzischen Gebiet hatten sich solche Wagner- und Schmiedezünfte im späten 17. oder frühen 18. Jahrhundert örtlich verselbständigt, nachdem zunächst 1656 für das ganze Oberamt Amorbach eine Zunft der Schmiede und Wagner geschaffen worden war[11]). Im würzburgischen Hardheim hatten sich die Schmiede und Wagner 1699 den Zunftbrief geholt, der genaues über die verlangten Meisterstücke aussagt. Ein Wagner hatte die Wahl, ein neues Rad zu fügen, „so daß ein solch so lang als die andern, auch die enge und weitere Felde [Spurweite] einand allerdings gleich seyend; oder ein fördern halben Pflugswagen und Deyxel, oder einen einspännigen Land- und Straßenkarren" zu erstellen[12]).

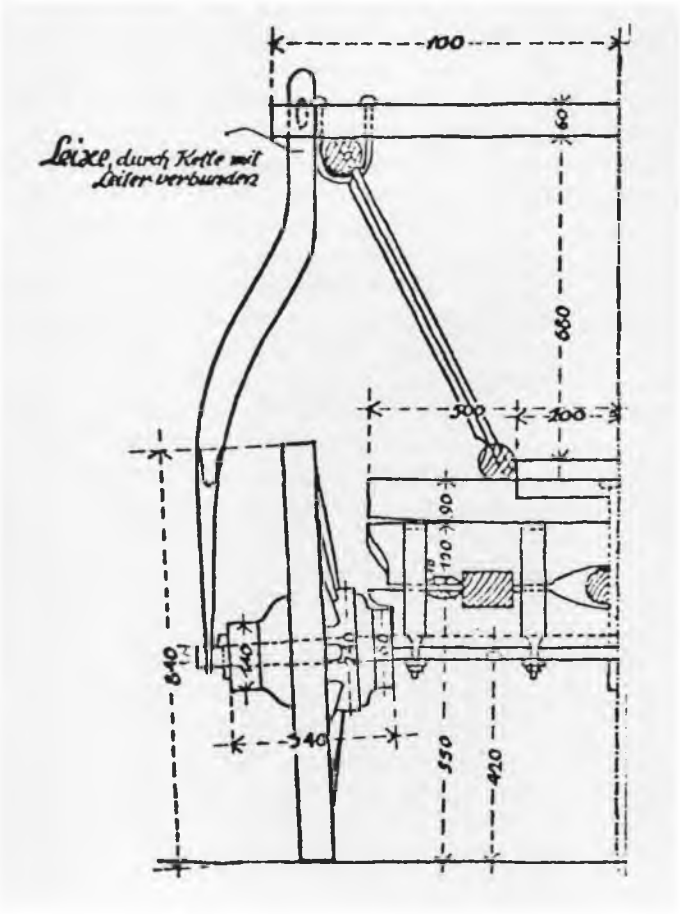
Blickt man noch weiter zurück, so ist anzunehmen, daß es in den fränkischen Städten auch schon im Mittelalter Wagner gab. Ein Vordringen in die größeren Dörfer dürfte ab etwa 1500 erfolgt sein, in die kleineren dann im 18. und 19. Jahrhundert. Dabei war die Wagnerei auch eines jener Gewerbe, die beim Anwachsen der Bevölkerung einen Teil der in der Landwirtschaft überzähligen Arbeitskräfte auffingen. Im Odenwald herrschte Anerbenrecht (ungeteilte Weitergabe bäuerlichen Besitzes), und nichterbende Bauernsöhne fanden im Landhandwerk eine neue Existenzmöglichkeit, wenn sie nicht als bessere Knechte auf den Höfen ihrer Brüder bleiben wollten. Im Bauland aber führte die Realteilung, d. h. die regelmäßige Zerstückelung väterlichen Erbes, zu Kleinbesitz, der es ebenfalls als vorteilhaft erscheinen ließ, auf ein Handwerk überzuwechseln oder ein solches zusätzlich zu ergreifen. Wenn Bauländer Wagner — wie aus Altheim berichtet wird — noch bis zu 10 ha eigenes Feld bewirtschafteten, so mag dies gerade auch für das letztere sprechen: für die Beibehaltung bäuerlichen Wirtschaftens auf der Grundlage von Altbesitz und für Zuerwerb im Handwerk. Aber es darf auch nicht übersehen werden, daß ein paar hinzugekaufte oder ererbte Äcker fast zu jeder ländlichen Existenz gehörten und daß das Handwerk bis in die Städte hinein neu „verbauerte", nachdem gegenseitiger Konkurrenzdruck entstanden war und das angestammte Gewerbe nicht mehr ausreichend zu ernähren vermochte. Mit seinen Spezialkenntnissen und Dienstleistungen war der Wagner zwar unentbehrlich und im Dorf geschätzt: mehr, als etwa der Drechsler, Hafner, Glaser, Leineweber usw. Aber auch er hing finanziell vom Bauern ab und teilte mit diesem das Auf und Ab guter und schlechter Erntejahre, indem er oft lange auf sein Geld warten mußte und größere Aufträge nur bei guter Wirtschaftslage oder aber im Notfall erhielt (wenn nach einem Brandunglück ein gesamtes Hofinventar ersetzt werden mußte). Sich mit den Grundnahrungsmitteln selbst zu versorgen, war bei dieser Sachlage ein Gebot der Notwendigkeit.

Doch bedeutete dies auch eine Doppelbelastung, die dem Wagner ein hohes Maß an Flexibilität und Umsicht abverlangte. Zwar konnte er bäuerliche Pflug- und Fuhrdienste in Anspruch nehmen, wenn er die Bestellung seiner Äcker und das Heimholen der Ernte nicht allein zu leisten vermochte. Das ständige Nebeneinander von Feld- und Werkstattarbeit war für den Wagner aber damit nicht aufgehoben, und die Abhängigkeit von seiner bäuerlichen Kundschaft zwang ihn noch zusätzlich, auch dann für den Bauern bereit zu sein, wenn die eigene Feldarbeit vordringlich war. Was dem letzten noch lebenden Altheimer Wagner in Erinnerung ist[13]), galt wohl prinzipiell schon immer: Hatte ein Bauer am Wagen einen Schaden,

so mußte er sofort vom Wagner behoben werden, auch wenn diesem dafür — z. B. zur Neuanfertigung einer abgebrochenen Deichsel — mitten in der Erntezeit ein Arbeitstag fürs Feld verloren ging. Und brach — was in der schon mechanisierten Landwirtschaft oft vorkam — an der Mähmaschine das „Betriebsstängle", so mußte der Wagner mit der Reparatur schon „die näkscht Schtunn" wieder fertig sein. Ruhige Arbeit war eigentlich nur im Winter möglich, und der Wagner nutzte diese Zeit, um Einzelteile auf Vorrat zu fertigen und sie — freilich auch zum Zweck des Ablagerns der verschiedenen Hölzer — auf dem Boden über der Werkstatt zu stapeln. Als 1867 der Götzinger Wagner Georg Blümlein aus Altersgründen sein Geschäft aufgab, konnte er deshalb neben seinen zwei Hobelbänken und sämtlichem Handwerksgeschirr folgende Vorräte zur Versteigerung bringen: 1200 Speichen, 100 Eggenscheiter, 45 Kründel (Pflugbäume) und 30 Deichselarme[14]). Und als Erich Sans, der schon zitierte Altheimer Gewährsmann, 1951 sein Lager räumte, gingen sogar 3500 Speichen an einen Abnehmer in Mosbach. In der gleichen Werkstatt war es auch üblich gewesen, halbfertige Räder — mit eingesetzten Speichen, aber noch ohne Felgen — vorrätig zu halten.

Sein Rohmaterial kaufte der Wagner im Gemeindewald oder bei Bauern mit Privatwald[15]) ein: Eichen- und Buchenholz, aber auch Fichten-, Birken-, Eschen- und Akazienholz. Mit ihren unterschiedlichen Eigenschaften waren diese Holzsorten für je verschiedene Produkte bzw. Teile von Produkten geeignet, und der Wagner mußte entsprechende Materialkenntnisse besitzen, die in der Lehre bei einem Meister — und beim noch bis in die letzte Vorkriegszeit üblichen Gesellenwandern — erworben wurden. Kam für Radnaben vor allem das harte Eichenholz in Frage, so eignete sich für die Felgen besser das Buchenholz. Für die Herstellung von Leitern wurden lange leichte Fichtenstangen benötigt. Zähes Eschen- und Akazienholz ergab strapazierfähige Beilstiele, und die Schlaghölzer am Dreschflegel wurden am günstigsten aus leichtem splitterfestem Birkenholz geschnitzt. Die Aufzählung wäre fortzuführen, wurde dem Wagner doch — wie schon angeführt — eine Fülle von Erzeugnissen abverlangt. So stellten die „Wächemer" in Altheim noch bis in die 1940er Jahre folgendes her: Erntewägen, Schubkarren (auch für Maurer), Ziehwägelchen, Kuhjoche, Kummetstollen, Leitern, Sensenwürfe, Rechen, „Beilschhälme" (Beilstiele), Gabel-, Hacken- und Pickelstiele sowie Dreschflegel[16]). Nach letzteren wurde auch im Zeitalter der Dreschmaschine noch verlangt, da für Erbsen der Handdrusch üblich geblieben war. Und auch die Holzegge und der Holzpflug (mit Eisenschar) waren noch nicht völlig ausgestorben, hatten sie doch den entsprechenden Eisengeräten, die seit ca. 1910 im Vordringen waren, die preiswertere Anschaffung und die leichtere Handhabung voraus[17]).

Je nach den örtlichen Verhältnissen konnten sich dann noch weitere Produkte an die genannten anschließen. So war auf der Walldürner Höhe neben dem Schubkarren auch ein zweirädriger Kastenwagen für kleinere Lasten — „Lannekarre" genannt — in Gebrauch[18]). Wo auf feuchten Talwiesen kein Wagen fahren konnte, wurde zum Abtransport von Gras und Heu die Grasbahre benutzt[19]), und wo sich im Odenwald Krautgärten beim Haus befanden, gab es nicht nur den Mistkarren für den Stall, sondern auch die Mistbahre („Mistbehr") zum Hinaustragen von Dung auf die Beete[20]). Die Odenwälder Waldwirtschaft verlangte außerdem nach dem zweikufigen Schlitten (in Eberbach „Jerjal" genannt), um von unwegsamen Berghängen Meterholz ins Tal bringen zu können[21]), und wo die Steinhauerei vertreten war, hatte der Wagner schwere Rollen- oder Steinwägen zu bauen, die die Tonnenlast von Steintrögen und sonstigen Werkstücken auszuhalten vermochten, wenn diese mit Pferden zum Abnehmer oder später zum



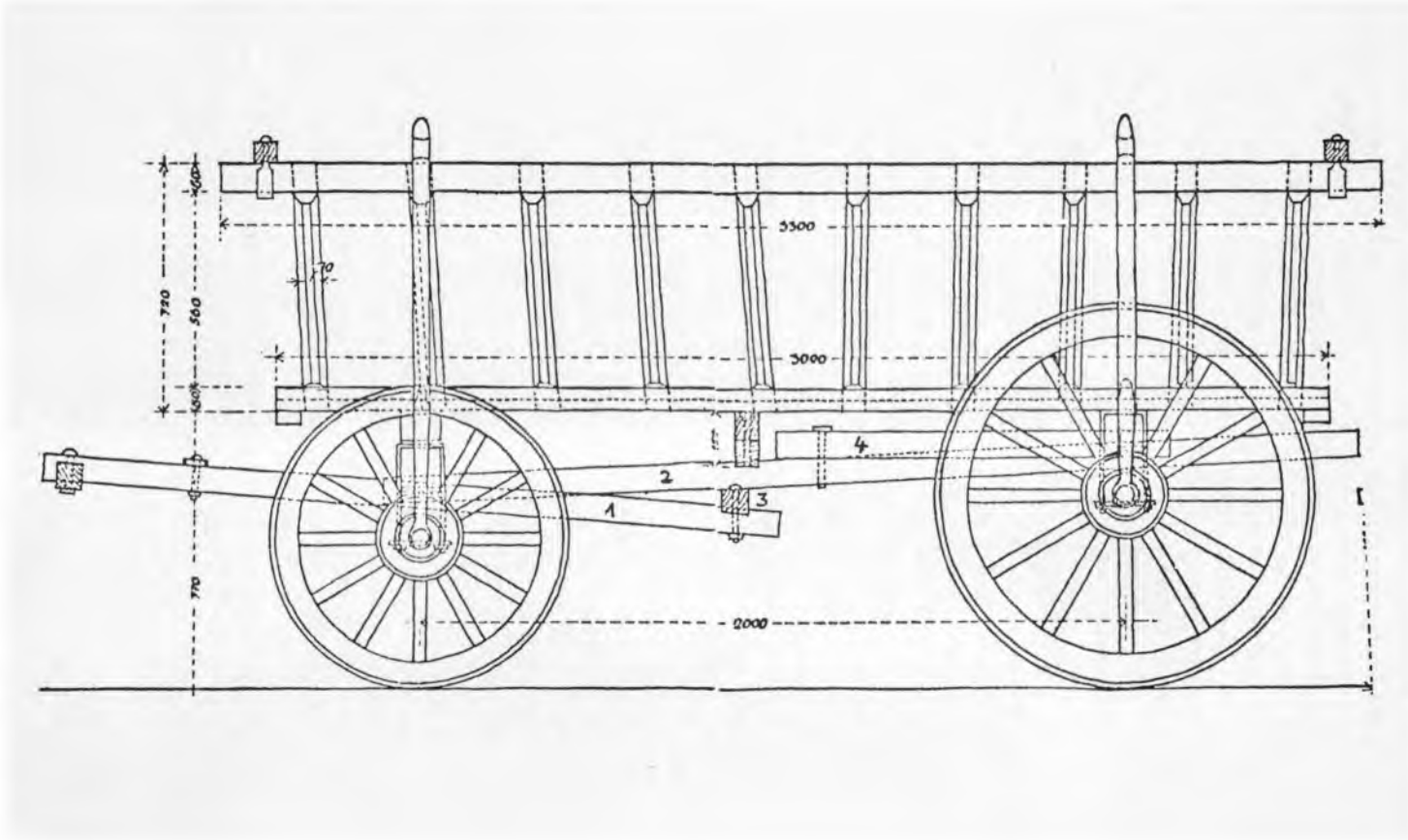
Schnitt durch das Vordergestell eines Bauernwagens nach einer technischen Zeichnung im Archiv der Gewerbeschule Eberbach.

Verladen an die Bahn gebracht wurden. Dadurch — und durch den Bau kleinerer Transportgeräte (Bahren, Schubkarren) in spezieller Form[22]) — profitierte der Wagner auch vom Gewerbe. Andererseits konnte er sich Vorteile verschaffen, wenn er mit der Entwicklung in der Landwirtschaft Schritt hielt und sich auf Geräte-Neuheiten einstellte. In bemerkenswerter Weise gelang dies der Wagnerfamilie Schell in Hardheim, indem sie sich um 1900 auf die Verfertigung hölzerner Wind- oder Putzmühlen spezialisierte, mit denen seit etwa 1870 im Frankenland (wie andernorts z. T. noch früher) das gedroschene Getreide von Spreu gesäubert wurde[23]). In Verbindung mit dem Hardheimer Handelsjuden Moses Seelig, der die Mühlen weitum verkaufte, betrieb jene Familie dann das führende „Putzmühlengeschäft" des badischen Frankenlandes.

Das meiste Geld brachte dem Wagner sonst natürlich der Bau eines Wagens. Ein solcher — freilich nicht zu häufiger — Großauftrag beschäftigte einen Meister mit ein bis zwei Gesellen gut sechs bis sieben Wochen lang, und für das Endprodukt waren dann (so vor dem letzten Krieg in Altheim) 600 bis 700 RM zu erwarten. Der Besteller bekam für

sein Geld einen voll gerüsteten Wagen, der bestens für das Fahren und Lenken auf Feldwegen und Fluren geeignet war und nach Bedarf vom Heu- und Erntewagen auf einen Mist- und Kartoffelwagen umgerüstet werden konnte. Ein entscheidender Vorzug war dabei, daß das Wagengestell aus einem Vorder- und einem Hintergestell bestand und daß das Vordergestell so konstruiert war, daß sein unterer Teil — der Wagenlenkung entsprechend — Drehbewegungen ausführen konnte[24]). Drei Querbalken lagen zwischen den Vorderrädern übereinander (siehe Schnitt durch ein Vordergestell anbei). In den untersten, den Achsenstock, ging beiderseits die eiserne Wagenachse, und ein darüberliegender Balken war mit Eisenbändern so fest mit dem Achsenstock verklammert, daß dazwischen die scherenförmig nach vorne zulaufenden „Deikschelärm" (Deichselarme) festgeklemmt wurden sowie in der Mitte eine Verbindungsstange zum Hintergestell, das „Lengwied" (Langwied, Lenkwitt), Halt erhielt[25]). Zu oberst aber saß der „Kipfestock" mit zwei schräg nach außen stehenden „Kipfen" zum Anmontieren der Wagenleitern. Dieser dritte Querbalken war mit den beiden anderen nur durch einen langen Wagennagel, den „Rollnagel", zusammengehalten und blieb beim Lenken feststehend, während der Achsenstock mit Aufsatz vermittels der Deichselarme auf die Bewegungen der Deichsel reagierte. Etwa 3,50 m lang und gerne aus einem Birkenstämmchen gefertigt, war die Deichsel die Zug- und Lenkvorrichtung für den Wagen. Vorne hatte sie einen Ring oder eine Öse zur Befestigung einer Führungskette für die Zugtiere, und hinten hielt sie ein Deichselnagel zwischen den gekrümmten Deichselarmen fest. Diese wiederum liefen den Achsenstock hindurch bis zur Wagenmitte auseinander, wo sie durch ein querliegendes „Rutschscheit" (Reibscheit) — an den Enden der Deichselarme eingezapft oder angeschraubt — miteinander verbunden waren. Das „Rutschscheit" bildete bei der Lenkung eine Art Gleitschiene. Das bis zu 3 m lange „Lengwied" lief darüber hin (siehe Zeichnung anbei) und gab die Lenkbewegungen vom vorderen Achsenstock an das hintere Wagengestell weiter, das dabei — nach den Bewegungen vorne — zur Seite gedrückt wurde. Dieses Hintergestell war ähnlich gebaut wie das Vordergestell, mußte aber als ganzes feststehend sein. Deshalb saß hier der „Kipfenstock" mit den „Kipfen" direkt auf dem Achsenstock auf und war mit diesem durch Eisenbänder verklammert. Den vorderen Deichselarmen entsprachen hinten die „Weederärm" (Widerarme). Zwischen Achsen- und Kipfenstock eingeklemmt, liefen sie nach hinten auseinander, vorne jedoch zu einer Spitze zusammen, die unter dem Wagen auf der „Lengwied" auflag und dort mit einem Wagennagel festgehalten wurde. Entsprechend hoch mußte die hintere Wagenachse sitzen: höher als beim Vordergestell. Zum Ausgleich bekam der Wagen hinten größere Räder. Das „Lengwied" lief zwischen Achsen- und Kipfenstock hindurch und ragte hinten noch ein Stück über den Wagen hinaus, um bei beladenen Wägen gerne als Sitzplatz benutzt zu werden.

Zur Zubehörde rechneten dann noch die Wagenleitern, die „Löische" (Lehsen) als deren äußere Stützen über den Radachsen, die „Wooch" (Waage) mit zwei „Schillschten" (Schildscheitern) zum Anschirren der Zugtiere[26]), der „Wischboom" (Wiesbaum) zum Festpressen der Ladungen sowie alles, was zu einer Umrüstung des Wagens gebraucht wurde. Es war nämlich üblich, nach der Heu- und Getreideernte den Wagen so umzubauen, daß er auch für das Heimholen von Kartoffeln und Rüben sowie für das Mist- und Jauchefahren benutzt werden konnte. Dazu wurde er verkleinert, indem ein kürzeres „Lengwied" eingezogen und Vorder- und Hintergestell zusammengeschoben wurden. Statt der Ernteleitern wurden Dielleitern und Stellbretter angebracht, und dadurch wurde aus dem offenen Erntewagen ein geschlossener Kastenwagen. Da ein solcher aber auch



Der alte bäuerliche Leiterwagen im Längsschnitt nach einer technischen Zeichnung im Archiv der Gewerbeschule Eberbach. Unterhalb des Wagenaufbaues sind folgende für die Lenkung entscheidende Teile zu erkennen: 1. Deichselarme, 2. Langwied, 3. Rutschscheit, 4. Widerarme.

zum Einfahren von Grünfutter vorteilhaft war, besaß jeder größere Bauer sowieso zwei Wägen: einen großen und einen schon gerüsteten kleinen. Zum Jauchefahren wurde der kleine Wagen noch einmal vereinfacht, indem Dielleitern und Stellbretter abgenommen wurden. Auf die Ladefläche kamen dann zwei lange, vorne durch ein Brett verbundene Stangen. Darauf wurde das Jauchefaß gelegt und mit einer unter dem „Lengwied" durchgezogenen Kette umschlungen[27]).

Die Techniken der Holzverarbeitung, die der Wagner beim Wagenbau und für sonstige Produkte anwandte, sind hier im einzelnen nicht zu schildern. Aber es soll wenigstens — um doch einen Begriff davon zu geben — die Herstellung des Wagenrades beschrieben werden: des zu Zunftzeiten bevorzugt verlangten Meisterstückes, das auch später noch den „Wächemer" als handwerklichen Könner von Rang auswies. In Altheim (wie auch andernorts) begann die Arbeit für ein Wagenrad damit, daß die Nabe „rausgedröht" (herausgedrechselt) wurde. Man nahm dazu Eichenholz (sonst z. T. auch Eschen-, Ulmen-, Akazien- oder Nußbaumholz), und nachdem das Werkstück auf der Drehbank seine äußere Form erhalten hatte, wurde es an der Hobelbank eingeklemmt und mit Bohrer und Stemmeisen bearbeitet. Von zwei Seiten aus wurde die Nabe durchbohrt: so entstand provisorisch das „Büchsenloch", in das später die eiserne „Büchse" zum Hindurchführen der Achse eingesetzt wurde. Und wo die zwölf Speichen sitzen sollten, wurden in regelmäßigen Abständen die Speichenlöcher ausgestemmt. Dann ging es an die Herstellung der Speichen. In der Rohform waren sie schon vorgefertigt worden, indem sie der Wagner mit dem Handbeil von einem Holzblock (Eschen- oder Akazienholz, z. T. auch Eiche) abgeschlagen und in größeren Mengen (vgl. oben) ein Jahr im Freien, sodann zehn bis zwölf Jahre auf dem Werkstattboden gelagert hatte. Die benötigten Rohlinge wurden herbeigeholt, auf der Hobelbank eingespannt und mit dem Schnitzmesser „gebutzt" (geputzt, geglättet). Für die Vorderräder eines Wagens mußten die Speichen etwa 45 bis 50 cm lang sein, für diejenigen der Hinterräder 60 bis 65 cm. Bevor sie eingesetzt werden konnten, hatte sich der Wagner jedoch wieder die Nabe vorzunehmen. In einem alten Waschkessel kochte er sie eine Stunde lang weich, und damit sie bei den weiteren Arbeitsgängen nicht sprang, trieb er ihr beiderseits — bis nahe an die Speichenlöcher — zwei provisorische Eisenringe auf. In die vom Kochen noch warme Nabe wurden dann die Speichen fest hineingeklopft, und zwar leicht hochgewinkelt in die halbseitig schon schräg gestemmten Löcher, weil das Rad einen „Sturz" haben mußte, der es später beim Fahren nach innen drückte und ein Ablaufen von der Achse verhinderte. Zusätzlich wurde später das ganze Rad leicht schräggestellt, indem die Radachse von der Stoßscheibe an etwas nach unten gerichtet wurde. Und eine weitere „Stürzung" der Speichen erzielte der Wagner vorweg, indem er sie rund um die Nabe — ein besonderes Gerät ansetzend — auch leicht zur Seite drückte. Dies brachte den Effekt, daß das Rad am Wagen größere Drucklasten aushalten konnte. War dieser Vorteil erreicht, so wurden die Speichen vollends festgeklopft. Dann wurde das halbfertige Rad auf den dreibeinigen Radbock gelegt, von der Radmitte aus mit Schnur und Bleistift abgezirkelt und an den Speichenenden exakt gleichgesägt. Der nächste Arbeitsgang brachte mittels Felgenzirkel und Säge die sechs Radfelgen — je eine für zwei Speichen — hervor, aus Buchen-, z. T. auch Fichtenholz gefertigt. Bevor sie den Speichen aufgeschlagen wurden, war an deren Ende noch der drehbare Zapfhobel anzusetzen: um Zapfen herauszuarbeiten, die im Unterschied zu den „gestürzten" Speichen wieder parallel zur Nabe standen. In die Felgen mußten die dazu passenden Löcher eingebohrt werden, und nachdem die Felgen probeweise aufgelegt und so nachbearbeitet

worden waren, daß sie fest aneinander paßten, wurde das Rad auf dem Radbock oder an der Hobelbank überfelgt (vgl. Foto anbei). Dazu gehörte auch, die Felgen untereinander mit Blech- oder Holzdübeln zu verbinden und sie mit den Speichen zu verkeilen. Dann war der Schmied am Zuge, der mit dem Wagner eng zusammenarbeitete, auch bei sonstigen Aufträgen, und nicht zufällig mit ihm einst die Zunftzugehörigkeit geteilt hatte. Am gefelgten Rad, dem der Wagner die provisorischen Ringe abgenommen hatte, trieb der Schmied zwei Haufenringe auf die Nabe auf, wiederum bis zum Ansatz der Speichen, und dazu einen Stoß- und einen Rohrring. Danach bekam der Wagner das Rad zurück, um durch Absägen und Abhobeln letzter Unebenheiten die äußere Rundung der Felgen zu vervollkommnen. Dann wanderte das Rad erneut zum Schmied, der jetzt den Laufreifen glühend auf die Felgen aufzog. Der erkaltende Ring zog sich zusammen und schuf so die nötige Spannung und Festigkeit des Rades. Als letztes bohrte der Wagner mit verschieden großen Löffelbohrern die Nabe vollends aus, um dann die „Büchse" einzusetzen. Erst damit war das Rad fertig. Was Schmiedearbeit daran war, hatte der Besteller dem Schmied getrennt zu bezahlen. Die Holzspäne aber, die allgemein in großen Mengen anfielen, erbrachten manchem Wagner noch einen Nebenverdienst, indem er sie als Brandmaterial für eine Räucherkammer benutzte und Schweinehaltern ohne eigene Räucherkammer gegen Gebühr ihre Speckseiten und Würste räucherte (so in Walldürn).

Vereinfacht wurden die Radherstellung und sonstige Arbeiten in neuerer Zeit durch kleine Maschinen mit Motorantrieb. Schon 1913 finden sich in Josef Grossmanns „Gewerbekunde der Holzbearbeitung" eine speziell für den Wagner entwickelte „Universal-Radmaschine" und eine eiserne Drehbank beschrieben[28]). In der Wagnerei Sans in Altheim hielten sie in den 1920er Jahren ihren Einzug, ebenso wie eine Hobelmaschine (von der Firma Günzburger & Roos in Freiburg) und eine Maschinensäge (von der Maschinenfabrik Lorenz in Leipzig). Ab dann wurden die Radspeichen nicht mehr gespalten, sondern gesägt. Die Nabe wurde auf der mechanischen Drehbank herausgedreht, und die Speichenlöcher stemmte in exakten Abständen die Radmaschine ein, während anderes Handarbeit blieb.

Auch ein neues ökonomisches Denken zog zusammen mit den Maschinen in die Werkstätten ein und ließ den Wagner nach Zusatzverdienst Ausschau halten. Es hat den Anschein, daß die Bauländer Wagnerei dadurch sogar eine Zeitlang überregionale Bedeutung erlangte. So spezialisierte sich der Wagner Otto Fischer in Rosenberg auf die Herstellung hölzerner Transmissionsscheiben in verschiedenen Größen: einträglich durch die relativ schnelle Fertigung und die große Nachfrage in der Landwirtschaft, die auf motorisierte Dresch- und Futterschneidmaschinen umgestellt hatte. Vor dem Zweiten Weltkrieg lieferte Fischer seine großen und kleinen Holzriemenscheiben in alle Teile Deutschlands, vorwiegend jedoch nach Norddeutschland und Ostpreußen. In Altheim ging zur gleichen Zeit der Wagner Josef Liborat Sans, der Vater unseres Altheimer Gewährsmannes, mit zwei Gesellen zur Massenfertigung von Kummetstollen für Pferde- und Kuhkummete über. Nach Modellen sägte er sie in verschiedenen Größen aus den Wurzelstöcken von Buchen aus, die er sich für je 5 RM im Gemeindewald ausgraben ließ. Abnehmer waren drei Sattlereien im Schwarzwald, die die Halbfabrikate auspolsterten, mit Leder- und Riemenzeug versahen und die fertigen Kummete an Landwirte verkauften[29]). Einen letzten Auftrieb erhielt die Bauländer Wagnerei außerdem im Zweiten Weltkrieg durch Aufträge der Wehrmacht. Sans hatte damals Skier für die Ausrüstung der Soldaten zu fertigen sowie große Leiterwägen (als Pack- und Furagewägen) zu bauen, so drei Stück für den Nachschub im Elsaß. Und Fischer in Rosenberg stellte

von 1941 bis 1943 Panjeschlitten für den Rußlandfeldzug her. Als Innungsmeister der Wagnerinnung Buchen oblag ihm zugleich die Verteilung rationierten Materials.

Im Altkreis Buchen wurden 1938 noch 107 Wagner gezählt[30]). Meistersöhne, die die Betriebe hätten fortführen können, waren nach dem Krieg jedoch zum Teil gefallen oder aber mit den schlechten Aussichten für die Wagnerei konfrontiert. Denn ab 1950 drang sehr rasch der Schlepper (Traktor) in die Landwirtschaft ein: binnen zehn Jahren (bis 1960) gab es etwa in Walldürn schon 50 dieser Zugmaschinen[31]), zu denen Anhänger mit gummibereiften Rädern — sogenannte „Gummiwägen" — aus Landmaschinenfabriken gehörten. Damit entfiel in den Wagnereien der Wagenbau: die drei ins Elsaß gelieferten Wägen waren die letzten alter Art gewesen, die bei Sans in Altheim komplett gebaut worden waren. Was dem Wagner verblieb, waren Reparaturen an Wägen aus der Vorkriegszeit, die von den kleineren Bauern weiterbenutzt wurden, ehe diese — im Zuge der bekannten Konzentrationsmaßnahmen — ihre Betriebe aufgaben und den alten Bauernwagen endgültig museumsreif werden ließen. Für eine Übergangszeit war zusätzlich noch der Umbau alter Wägen in „Gummiwägen" charakteristisch gewesen. Bei Fischer in Rosenberg geschah dies dadurch, daß in gummibereifte Stahlfelgen noch Holznaben mit Holzspeichen eingesetzt und die so geschaffenen Räder — vier Stück in gleicher Größe — an Holzwägen montiert wurden, an denen auch das Fahrgestell angepaßt worden war, während den alten Wagenaufbau eine neue ebene Ladefläche mit Seitenteilen in Metallhalterungen ersetzte (siehe Foto anbei). Die Altheimer Wagner gingen ähnlich vor, benutzten aber Gummiräder, deren metallenes Innenteil ein Sindolsheimer Schlosser direkt mit der „Büchse" der alten Holzräder verschweißt hatte[32]).

Mit der fortschreitenden Mechanisierung der Landwirtschaft entfiel auch das Handarbeitsgerät, das einst vom Wagner geschaffen worden war, oder es wurde aus Metall geliefert: in industrieller Serienproduktion hergestellt und den handgefertigten Holzerzeugnissen durch Preisvorteil überlegen. Hätte sich der Wagner über Wasser halten wollen, so hätte er sich vom Holz auf den Werkstoff Metall umstellen müssen, der (zusammen mit dem später aufgekommenen Plastik) schon vom Material her den Modernisierungsschub nach 1950 kennzeichnete. Und tatsächlich wurde dies vereinzelt auch versucht: durch den Bau von Wagenkarosserien oder die Herstellung von Metallteilen für Bauzwecke,

Alte Bauernwägen wurden in den 1950er Jahren durch Holzspeichenräder mit gummibereiften Stahlfelgen sowie eine neue breite Ladefläche modernisiert. Hier solch ein umgebauter Wagen aus der Wagnerei Fischer in Rosenberg.

z. B. Metallkonsolen für Treppen. Auf beides hat sich heute der Betrieb Fischer in Rosenberg spezialisiert. Im allgemeinen fehlte es jedoch sowohl an Kapital, als auch an echter Perspektive, um inmitten der industriell veränderten Verhältnisse solche „Nischen" für das Handwerk schaffen und behaupten zu können. Typischer war daher, daß die alten Wagner noch weitermachten wie gewohnt, oft bis in ihre letzten Lebensjahre, während die Söhne — wiewohl z. T. ebenfalls ausgelernte Wagner — in andere Erwerbszweige überwechselten. Die besseren Einkommen, die in der Inustrie, im Baugewerbe usw. zu erzielen waren, und zwar auch im Vergleich zum früheren Verdienst des Wagners, erleichterten ihnen diesen Entschluß ebenso wie die größere soziale Sicherheit und die kürzeren Arbeitszeiten in geregelten Dienstverhältnissen. Aufzugeben war jedoch die handwerkliche Selbständigkeit. Wirtschaftliche Übergangsformen sahen dann z. T. so aus, daß am Feierabend noch in der väterlichen Werkstatt mitgeholfen und nebenher auch die ererbte Landwirtschaft weiterbetrieben wurde. Erwin Sans in Altheim — vom 1943 verstorbenen Vater als Wagner angelernt — erhielt die Werkstatt, erweiterte aber zunächst die Bauerei durch Hinzupachtung von Land und die Anschaffung von Maschinen (Schlepper-Kauf 1951), um schließlich ca. 1958 als Bauarbeiter einen neuen Anfang zu machen. Die großen Baufirmen des Hoch- und Tiefbaues, die im Zeichen des „Wirtschaftswunders" expandierten, übten damals eine besondere Attraktivität auf den Wagnernachwuchs aus. So ging auch je ein Sohn von Markus Roos und Josef Stahl — der beiden anderen Altheimer Wagner der Endphase — auf den Bau, trotz abgeschlossener Wagnerlehre. Im Raum Eberbach ließ sich ein kurz vor der Meisterprüfung stehender Geselle zum Koch umschulen; Wagner Kurt Groß in Eberbach wurde LKW-Fahrer für eine Brauerei, zwei Berufskollegen im Umkreis fanden durch einen eigenen Wäschereibetrieb bzw. eine Getränkehandlung ein neues Auskommen[33]). Der letzte Walldürner Wagner Franz Bundschuh wurde Arbeiter in einer der örtlichen Wachswarenfabriken.

Die alten Werkstätten bei den Wohnhäusern mußten nach und nach dem Neu- oder Umbau der Häuser, auch dem Bau von Garagen usw. weichen. Die alten Werkzeuge sind dann meist weggeworfen worden, so daß es heute schwerfällt, noch voll eingerichtete Wagnereien anzutreffen. Am besten erhielten sie sich dort, wo nebenher immer noch kleine Reparaturen ausgeführt und die Wagnerarbeit schließlich als Hobby für den Feierabend oder den Ruhestand entdeckt wurde. So ging der Hettinger Wagnermeister Erwin Makkert im Alter dazu über, aus Eiche kleine Schubkarren zum Tragen von Zierblumen zu bauen, und in den 1970er Jahren kam ihm dabei auch eine allgemeine Nachfrage entgegen, so daß 1976 schon fast hundert solcher Blumenkarren seine Werkstatt verlassen hatten[34]). Einen Nachfolger hat er heute in dem von Götzingen nach Altheim zugezogenen, im Hauptberuf in einer Heidersbacher Fensterfirma arbeitenden Wagner Robert Schmitt. Auch dieser stellt Blumenkarren her, für 130 DM das Stück, wobei jedoch die Freude, noch über das Hobby mit dem ursprünglichen Gewerbe verbunden zu sein, wie im Falle Mackerts jedes finanzielle Interesse überwiegen dürfte. Gibt es so etwas wie ein Heimweh der alten Wagner nach ihrem Handwerk? Fast könnte es so scheinen, betrachtet man etwa auch die Miniaturausgaben von Wägen, Schubkarren usw., die der alte Wagner Weinlein in Glashofen mit fast unglaublicher Liebe zum Detail für sich und seine Familie hergestellt hat: zur Demonstration handwerklichen Könnens, das in der heutigen Gesellschaft nicht mehr gebraucht wird.

Sicher ist, daß diese Hobby-Wagnerei den letzten Entwicklungsschritt des geschilderten alten Gewerbes darstellt. Die Zeit ist abzusehen, da nur noch im Museum an die Wagnerei und ihre bedeutende Rolle für das wirt-

Beim Festzug zum Heimattag 1949 in Rosenberg präsentierten sich noch vier Bauländer Wagner den Zuschauern, von denen heute keiner mehr in seinem Beruf tätig ist. Von links: Markus Roos sen., Geselle Bernhard Illich, Markus Roos jun. (alle Altheim), Otto Fischer jun. (Rosenberg). Meister Roos hatte sich schon damals mit der großväterlichen Pfeife „historisch" herausgeputzt, galt doch der Text des mitgeführten Schriftbandes kaum noch für die Nachkriegszeit: „4 Räder für nen Wagen — ne Deichsel grad und glatt, was schwitzt da manch ein Wagner, bis er das fertig hat!"

schaftliche Leben der Vergangenheit erinnert werden wird. In den Museen des badischen Frankenlandes sind bereits Wagnerwerkzeuge gesammelt, doch müßten auch ganze Werkstatteinrichtungen erhalten und Informationen dazu fixiert und vermittelt werden: so wie dies anderwärts schon vorbildlich geschieht, z. B. im Museum der Stadt Rüsselsheim und neuerdings im Spessartmuseum Lohr am Main. Erfreulich ist, daß sich das Freilandmuseum zu Gottersdorf bei Walldürn gut entwickelt. Hier wäre der richtige Ort, auch der Wagnerei des Odenwaldes und Baulandes ein belehrendes Denkmal zu setzen.

Anmerkungen:

[1]) *Max Walter*, Odenwälder Handwerk um 1800 (= Zwischen Neckar und Main, 6), Buchen 1923, S. 8.

[2]) *Theodor Humpert*, Mudau. Wesen und Werden einer Odenwaldgemeinde, 2. verbesserte Aufl. Mudau 1954, S. 187.

[3]) Vgl. dazu *Peter Assion*, Bäuerliches Tagewerk vor der Mechanisierung. Fränkische Beiträge zur Sozialgeschichte, Gerätekunde und landwirtschaftlichen Fachsprache, in: Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger, Stuttgart 1971, S. 53—94, bes. S. 81, 84, 92. U. a. mit Bezug auf diesen Aufsatz hob *Jürgen Kuczynski*, Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Studien 2 (1650—1810), Köln 1981, S. 114, hervor, daß im „gewerbereichen"

deutschen Süden die sonst eher regelhafte bäuerliche Eigenproduktion einfacher Geräte und Geräteteile weniger ausgeprägt war, um zu folgern, daß das Verhältnis zwischen Hauswerk und Handwerk in Deutschland noch genauer untersucht werden müsse.

[4]) Zu belegen aufgrund des Rechnungsbuches, das der Gottersdorfer Bauer Josef Edmund Schüßler ab 1900 führte (Privatbesitz des Verfassers). Dazu *Peter Assion,* Bäuerliches Wirtschaften im Haus Schüßler zwischen 1900—1920 (erscheint demnächst in einer Publikation des Freilandmuseums Walldürn-Gottersdorf über das — nun zum Museum gehörende — Haus Schüßler).

[5]) *Humpert* (wie Anm. 2), S. 188. Ein Schlossauer Wagner ist ebenfalls im Rechnungsbuch aus Gottersdorf (wie Anm. 4) genannt. Er erhielt 1904 im Haus Schüßler 5,30 RM für die Reparatur von Sensenwürfen.

[6]) Vgl. *Peter Assion,* Walldürn — Stadt des Handwerks und des Handels, in: 120 Jahre Bund der Selbständigen Walldürn (ehem. Gewerbeverein 1860 Walldürn), Walldürn 1981, S. 29—33.

[7]) *Robert Hensle,* Das „Städtlein Buchen" in den Jahren 1806 und 1807, in: Der Wartturm NF 1 (1966), Nr. 7, S. 2.

[8]) *Humpert* (wie Anm. 2), S. 186.

[9]) *J. B. Kolb,* Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden, Bd. 2, Karlsruhe 1814, S. 9.

[10]) Nach Helmut Joho, Eberbach. Herr Joho trug 1977 mit Schülern des Hohenstaufen-Gymnasiums Eberbach Informationen über den „Wagnerberuf in Eberbach/Neckar im Wandel der Zeit" zusammen und überließ dieses Material dem Verf. freundlicherweise zur Mitbenutzuung, wofür auch hier gedankt sei. Spezielle Literatur über die Wagnerei im badischen Frankenland ist nicht vorhanden. Zur Tätigkeit des Wagners im (vorderen) Odenwald ist lediglich *Schwinn* (wie Anm. 20) zu vergleichen, der genaue Beschreibungen der traditionellen Erzeugnisse der Wagnerei gibt.

[11]) *Walter* (wie Anm. 1), S. 12.

[12]) *August Vogel,* Hardheim im Zeichen der Zünfte, Hardheim 1922, S. 30.

[13]) Erich Sans („Wächemersch Erich"), Altheim. Derselbe wurde vom Verf. im April 1987 befragt. Auch nachfolgende Mitteilungen gehen z. T. auf diesen Gewährsmann zurück.

[14]) Versteigerungsankündigung in: Buchener Anzeiger Nr. 130 vom 2. 11. 1867, S. 4.

[15]) Einen älteren Beleg dazu bietet das Rechnungsbuch aus Gottersdorf (wie Anm. 4). 1905 erwarb Wagner Doth, Walldürn, von Landwirt Schüßler in Gottersdorf 4 Ster Buchenholz.

[16]) Mitteilungen Erich Sans (wie Anm. 13).

[17]) Zur Ablösung der Holz- durch Eisenpflüge, aber auch zur Weiterbenutzung von Holzpflügen siehe *Assion* (wie Anm. 3), S. 71, 73.

[18]) Freundl. Hinweis von Wagner Weinlein, Glashofen, 1987.

[19]) Vgl. *Peter Assion,* Die Traggeräte und einfachen Transportmittel im Odenwald, in: Der Odenwald 19 (1972), S. 107—118 (mit Abbildung einer Grasbahre in Funktion).

[20]) *Karl Schwinn,* Wagnerarbeiten im Odenwald, in: Geschichtsblätter Kreis Bergstraße 18 (1985), S. 140—154 (mit Abbildungen). Vgl. auch *Assion* (wie Anm. 19).

[21]) Nach Helmut Joho (wie Anm. 10). Der „Jerjal" war nur im Sommer zu gebrauchen, da er auf Schnee zu schnell gefahren wäre. Als Bremsvorrichtung besaß er einen Eisenring auf einer der Kippen (Kufenspitzen), den man bei Bedarf unter die Kufe gleiten ließ.

[22]) Siehe *Schwinn* (wie Anm. 20), Abb. 16—18.

[23]) Vgl. *Assion* (wie Anm. 3), S. 86 f.

[24]) Siehe die Abbildung eines Vorder- und Hintergestelles bei *Schwinn* (wie Anm. 20), Abb. 11 und 12.

[25]) Die mundartlichen Bezeichnungen nach den Angaben von Erich Sans (wie Anm. 13) aus Altheim.

[26]) Vgl. dazu *Assion* (wie Anm. 3), S. 91 f.

[27]) So im Odenwald. Vgl. *Schwinn* (wie Anm. 20), S. 148.

[28]) *Josef Grossmann,* Gewerbekunde der Holzbearbeitung, Bd. II, München 1913, S. 190 und 185.

[29]) Mitteilung Erich Sans (wie Anm. 13).

[30]) Nach Helmut Joho (wie Anm. 10).

[31]) *Assion* (wie Anm. 3), S. 69.

[32]) Mitteilung Erich Sans (wie Anm. 13).

[33]) Nach Helmut Joho (wie Anm. 10).

[34]) Bericht mit Foto in: Rhein-Neckar-Zeitung, Ausgabe Buchen-Walldürn, vom 1. 12. 1976.

Aus der Arbeit eines Dorfschmieds

Zur Vermittlung ländlicher Handwerksgeschichte in heutiger Zeit

Thomas Naumann, Walldürn

Dorfschmiede Weis/Oberdielbach. Wohnhaus, Werkstatt und Stallscheune unter einem Dach. Aufnahme von ca. 1950

Westdeutsches Luftfoto, freig. durch den Sen. f. Häfen, Schiffahrt u. Verkehr, Bremen unter Freig.-Nr. T5—658—3

1. Das Schicksal der Dorfschmieden

Beim Fortschreiten der Technik im metallverarbeitenden Bereich hatte ein Handwerkszweig schon recht früh das Nachsehen: Mit dem breiten Aufkommen von Fabriken im vergangenen Jahrhundert verloren die Schmiede als Urberufe der Metallverarbeitung, die zu den traditionsreichsten Handwerkern gehörten und sowohl in der Stadt als auch auf dem Land vertreten waren, immer mehr an Boden.

Viele notwendigen Gegenstände des täglichen Bedarfs wie Handwerkszeuge, Nägel, Pfannen, Kessel, für welche es im städtischen Bereich Spezialschmieden gab, wurden jetzt seriell hergestellt. Von der Erfindung etwa des Gummirades war nicht nur der Wagner, sondern auch der Wagenschmied betroffen, der die Eisenreifen auf die Holzräder aufgezogen hatte. Die Entwicklung der Pflugtechnik, in unserer Region stark beeinflußt durch die Landwirtschaftliche Hochschule in Ho-

Der 165 kg schwere Amboß auf dem Amboßstock in der Schmiede Weis (Beschreibung s. S. 214)

henheim, bedingte zunächst die fabrikmäßige Herstellung der Eisenteile für den Holzpflug, später überhaupt die gesamte Herstellung des Eisenpflugs in der Fabrik. Werkzeuge und Nägel wurden industriell angefertigt, neue Werkstoffe machten dem Eisen Konkurrenz. Dies sind nur ein paar Beispiele dafür, wie dem vor Ort individuell arbeitenden Schmied der Boden entzogen wurde und damit insbesondere das Dorf eine Institution der Selbstversorgung verlor.

In den 80er Jahren unseres Jahrhunderts nun kann es nur noch darum gehen, letzte Zeugen dieses über Jahrtausende dominanten Handwerkszweiges der Nachwelt zu überliefern. Verschiedentlich ist man bemüht, Dorfschmieden, wenn auch funktionslos in ihrem ursprünglichen Sinne, zu erhalten, oder wenigstens die Inneneinrichtung der Schmiedewerkstatt heimatgeschichtlich zu nutzen. Als Beispiel eines Versuchs der Erhaltung eines Schmiedegebäudes sei aus dem nördlichen Baden-Württemberg die Schmiede Mockler in Widdern-Unterkessach genannt; diese Schmiede (Wohnung und Werkstatt) ist älteren Datums (ca. 1800) und als Gebäude ortsbildprägend. Entsprechenden Abbruchwünschen der Eigentümer hat sich das Landesdenkmalamt entgegengestellt. Der äußere Erhalt des Gebäudes ist damit zunächst wohl sichergestellt; ob damit aber auch sozusagen eine Konservierung der — verwaisten — Schmiedewerkstatt gelingen kann, die zusammen mit der — ebenfalls nicht mehr genutzten — Schmiedewohnung einen großen sozialgeschichtlichen Wert hätte, könnte sie im musealen Sinne zugänglich gemacht werden, ist völlig ungewiß. Fast immer, wenn der Erhalt eines ländlichen Kulturdenkmals durchgesetzt wird, stellt sich sehr bald die Frage nach der möglichen sinnvollen Nutzung, und die wiederum liegt, wenn über-

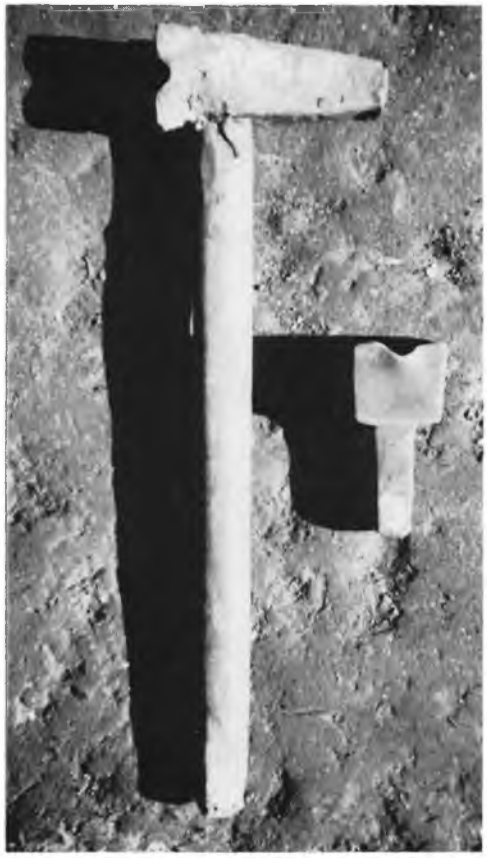
haupt, sehr häufig in einem Umbau, der zwar Auflagen in bezug auf das äußere Erscheinungsbild erfüllt, im Innern aber Veränderungen vornimmt, die den kulturhistorischen Übermittlungswert einer solchen Erhaltung schwerwiegend relativieren können. Schwieriger beim Erhalt eines Handwerksgebäudes dörflicher Prägung wird es für die staatlichen Behörden insbesondere, wenn die Denkmaleigenschaften des Schmiedegebäudes gering zu veranschlagen sind, etwa, weil es erst vom Ende des 19. Jahrhunderts oder aus noch späterer Zeit stammt, keine architektonischen Besonderheiten aufzuweisen und auch keine ortsbildprägenden Eigenschaften hat. Der sozialgeschichtliche Betrachter wird den Wert solcher Dorfschmieden nicht geringer veranschlagen, doch sind diese im Zweifelsfalle kaum zu retten. Hier fallen sie, schon längere Zeit funktionslos geworden, dem Abriß oder aber z. B. dem Umbau zu einer Garage, wozu sich ja eine Schmiedewerkstatt von der Größe her sicherlich hervorragend eignet, zum Opfer. Aus

Zangen in den Halterungen der Werkstattwand.

der jüngsten Zeit sei als Beispiel für den Abriß eine ehem. Schmiede in Lauda (Main-Tauber-Kreis) genannt; das äußerlich geringwertig veranschlagte Gebäude liegt in einem Sanierungsgebiet („Fränkische Nachrichten" vom 31. 1. 1987); auf Anfrage des

Meister Heinrich Weis in seiner Werkstatt. Aufn. 1985. Werbeagentur Blatz, Buchen

Mit dem Reifhaken werden die noch heißen Wagenreifen transportiert (Länge 43 cm).



Der Gesenkhammer (auf dem Bild mit Gesenk) besitzt eine Höhlung oder zuweilen eine Prägefläche, die man ins Eisen prägen will. Er dient zum Einschlagen von „Hohlkehlen" oder Überhöhungen entlang zu verzierender Bänder.

Odenwälder Freilandmuseums in Walldürn-Gottersdorf soll dort aber begrüßenswerterweise die Werkstatteinrichtung vollständig dem Heimatmuseum angegliedert werden.
Dies sind nur einige Aspekte von Problemen bei der Erhaltung sozialgeschichtlicher und technischer Kulturdenkmale, wie sie sich heute in vielen ähnlich gelagerten Fällen stellen. Es hat wenig Sinn, die hierfür verantwortliche technische und gesellschaftliche Entwicklung zu bedauern. Die angeführten Beispiele zeigen, daß es ja nicht um eine Wiederinbetriebnahme solcher Werkstätten gehen kann, sondern nur noch um die Erinnerung, oder sagen wir besser, um die Ermöglichung von Erinnerung an Zusammenhänge einer nun endgültig vergangenen Zeit. Das Handwerk selbst, um das es hier geht, ist seit langem von den technischen und sozialen Wandlungen überholt worden, und mit ihm eine dörfliche Einrichtung, die zum Mittelpunkt der ländlichen Arbeitswelt ge-

Neben dem Löschtrog liegt ein aus Roßhaar gefertigter Löschwedel oder Löschwisch. Mit ihm sprüht der Schmied Wasser auf die Glut und kann so das Feuer steuern. Daneben liegt der Feuerhaken oder Löschhaken und der Löschspieß; mit diesen Instrumenten wird die Kohleglut zusammengehalten und die Schlacke zersprengt bzw. herausgeholt (im Bild von rechts nach links).

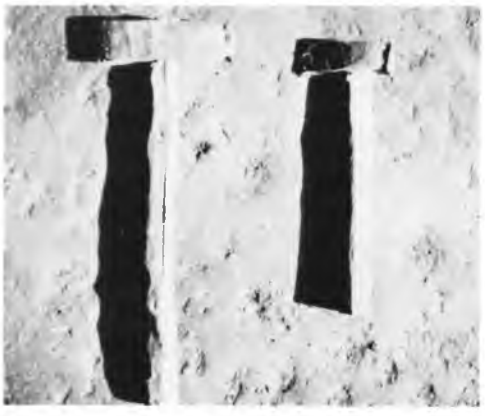
hörte. Nicht gesprochen wird hier natürlich von spezialisierten Schmieden (hin und wieder ist dem Dorfschmied ja z. B. der Sprung zum Kunstschmied gelungen, der in einer Zeit der zunehmenden Nachfrage nach handwerklicher Arbeit nicht um Aufträge fürchten muß), sondern gemeint ist die Huf- und Wagenschmiede der dörflichen Selbstversorgung, die „Universalschmiede" für die Bedürfnisse der ländlich-bäuerlichen Gemeinschaften schlechthin.

Letzte Vertreter dieses Handwerks, die noch, wenn auch nur zum gelegentlichen Nebenerwerb als Reparaturstätten, aber mit herkömmlicher Schmiedeeinrichtung, in Betrieb sind, können aber glücklicherweise da und dort noch aufgespürt werden. Auch ihr Ende ist abzusehen. Wenden wir uns einem solchen Beispiel zu. Es soll im folgenden die Rede sein von der Dorfschmiede Weis im sog. „Hohen Odenwald", in Waldbrunn-Oberdielbach (Neckar-Odenwald-Kreis).

Es scheint mir angesichts der letzten Zeugen dieses Handwerks wichtig, solche Schmieden aufzusuchen und alle nur möglichen geräte- und arbeitskundlichen Daten und Fakten und Schilderungen aus dem Arbeitsleben zu sammeln. Dies im Detail aufzuschreiben haben wir die letzte Chance; nachfolgende Generationen müssen sich dann auf das von uns Vermittelte verlassen können.

2. Zur Geschichte der Dorfschmiede Weis

Am Aussterben gerade des Berufs des Dorfschmieds läßt sich nicht nur Handwerks- und Technikgeschichte verfolgen; auch das Zusammenleben in einer Dorfgemeinschaft ist davon betroffen. War doch eine Schmiede einst eine zentrale, angesehene Einrichtung der Dorfgemeinschaft und hatte Bedeutung über die reine Handwerkstätigkeit hinaus. Wenn man hiervon noch lebendig Zeugnis erhalten will, so muß man das Glück haben, einen noch tätigen Dorfschmied aufzuspüren. Nirgends wird man mehr einen solchen Anschauungsunterricht von der Arbeit des Schmieds erhalten, als wenn ein Meister die



Der Kaltmeisel und der Warmmeisel sind, wie der Name schon sagt, für kalte bzw. warme (glühende) Metalle bestimmt.

Vorgeformte Hufeisen, Gesellenstück von Herrn Weis.

Arbeitsgänge mit den alten Werkzeugen, die er alle einmal in seinem Arbeitsleben gebraucht hat, demonstriert. Vor allem aber erfährt man nirgends sonst mehr aus erster Hand etwas über das Leben und die Arbeit eines Dorfschmieds, seine Bedeutung für die und seine Stellung in der Dorfgemeinschaft.
Heute noch in Betrieb befindliche Dorfschmieden können, wie erwähnt, keine Vollerwerbsbetriebe mehr sein; allenfalls werden sie, oft noch mit voller historischer Einrichtung versehen, von ihren alten Meistern als Reparaturwerkstätten betrieben, wobei dann auch moderne Apparaturen, wie etwa eine Schleifmaschine, Einsatz finden. Dies ist auch so bei der Dorfschmiede Weis in Oberdielbach.
Die Schmiede wurde im Jahre 1927 von Herrn Heinrich Weis als reines Werkstattgebäude erbaut. Sie ist damit eine relativ späte Gründung. 1933 wurde das Gebäude zu seiner jetzigen Form erweitert, d. h. es wurde ein Wohntrakt sowie Scheune und Stall angefügt. Der Handwerker, der auf dem Dorf nie einen leichten Stand hatte, war also bestrebt, sich durch eine kleinere Landwirtschaft unabhängig vom Einkommen selbst mit Nahrung versorgen zu können.
Herr Weis hat in seiner langen Berufszeit (er ist heute 82 Jahre alt) insgesamt nur 3 Lehrlinge ausgebildet; den letzten aber bereits vor dem II. Weltkrieg. Dies ist leicht erklärlich daraus, daß schon in der Gründungszeit der Schmiede dieser Handwerkszweig durch die bereits weit entwickelte Industrialisierung vom Aussterben bedroht war.
Wir haben es hier mit einer typischen Dorfschmiede zu tun. Diese konnte sich nicht, wie die das Bürgertum beliefernde Stadtschmiede, spezialisieren, sondern war und ist ausgerichtet auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft und der ländlichen Bevölkerung.

Herr Weis ist Huf- und Wagenschmied; er hat 1926 seinen Meisterbrief erhalten. Als es noch keine Gummibereifung gab, hat er die Eisenreifen für die Holzräder hergestellt und aufgezogen; anfangs hat er auch noch Holzpflug und Holzegge eingebunden. In der Schmiede wurden früher auch Nägel sowie Handwerkszeuge aller Art hergestellt.

Die Hauptarbeit besteht heute im Schärfen von landwirtschaftlichen Arbeitsgeräten wie Pflugschar und Egge, von Beilen, Äxten und Messern, im Einsetzen von neuen Klingen in Mähgeräte. Herr Weis erledigt nun jedoch auch Elektroschweißarbeiten an Arbeitswagen.

Ein Haupttätigkeitsfeld war die Arbeit als Hufschmied. Für diese Eigenschaft mußte Herr Weis einen besonderen staatlichen Lehrgang über die Anatomie des Pferdehufes in Karlsruhe absolvieren. Durch solche Spezialausbildung gelangte der Schmied früher auch in den Ruf eines „Roßarztes"; man kam zu ihm, wenn ein Pferd (oder sonst ein Arbeitstier) irgendwelche Beschwerden hatte. Hiergegen wußte er Hausmittel wie z. B. Kamille oder Johanniskraut gegen Pferdekolik. Häufig mußte auch die am Huf sich festsetzende Strahlfäule behandelt werden: Der Huf wurde ausgeschnitten und ein mit Holzkohleteer getränkter Hanfbüschel eingedrückt.

Auch zur Geburt eines Kalbes aber konnte der Hufschmied gerufen werden, einfach, weil man ihm die nötige Kraft und das Einfühlungsvermögen im Umgang mit Tieren zutraute, und weil er eben immer im Dorf anwesend war. Überhaupt war der Schmied, wie Herr Weis betont, im Dorf d e r Mann des Vertrauens.

Herr Weis behandelt heute als Hufschmied nur noch Kuhhufe (Ausschneiden bei Entzündung, was er als einziger neben dem Tierarzt darf). Pferdebeschlag nimmt durch den Reitsport zwar wieder zu, doch kann er solche Arbeiten altersbedingt nicht mehr annehmen. Da keine herkömmliche Schmiede aber vom an den Reitsport gebundenen Pfer-

Die Zugbandzange benötigt der Schmied für das Deichselzugband eines Wagenrades (Länge 49 cm).

dehufbeschlag ihre Weiterexistenz sichern könnte, gibt es hierfür längst spezielle zentrale Großbetriebe.

3. Die Schmiedeeinrichtung

Betritt man die Schmiedewerkstatt Weis, so muß man sich zunächst einmal an die Dunkelheit gewöhnen. Verantwortlich für die Rußschwärze rundum war der offene Rauchabzug der Esse, die Feuerstelle der Schmiede, einer der Arbeitsmittelpunkte. Auf ihr wird das Eisen durch Kohleglut erhitzt. Zum Anfachen des Feuers dient ein (früher handbetriebener, heute elektrischer) Blasebalg. In die Esse eingelassen ist ein 8 cm tiefes Esseisen. Dieses Esseisen wird eingemauert, um einen Löschtrog zu erhalten. An den wassergefüllten Löschtrog muß der Schmied mit einer Hand reichen; er ist daher vor der Feuerstelle eingelassen.

Neben dem Löschtrog liegt ein aus Roßhaar gefertigter Löschwedel oder Löschwisch. Mit ihm sprüht der Schmied Wasser auf die Glut und kann so das Feuer steuern. Daneben liegt der Feuerhaken oder Löschhaken und der Löschspieß; mit diesen Instrumenten wird die Kohleglut zusammengehalten und die Schlacke zersprengt bzw. herausgeholt (im Bild S. 31 von rechts nach links).

Den zweiten Arbeitsmittelpunkt stellt der Amboß dar (S. 28). Der 165 kg schwere Amboß ruht auf dem „Amboßstock" aus massivem Stammholz. Der Amboß ist Arbeitsfläche für vielfältige Arbeiten mit den Hämmern; er besteht aus Eisen für die unteren Teile und aus Stahl für das Oberteil, die Arbeitsfläche, die Amboßbahn genannt wird. Die Amboßbahn ist rechteckig und läuft an einem Ende in ein konisch gerundetes Horn aus.

Am Klang eines Ambosses kann man seinen Zustand feststellen. Das geübte Ohr des Schmieds stellt am Klang etwaige Trockenrisse fest.

An der Körpergröße des Schmieds wird die Höhe des Amboßstocks ausgerichtet. Die Arbeitsfläche des Ambosses soll dem Schmied bis zur Hüfte reichen; Amboßstock und darauf stehender Amboß ergeben zusammen diese Arbeitshöhe. Bei Herrn Weis beträgt die Arbeitshöhe 90 cm; der hier 55 cm hohe Amboß erfordert also einen Amboßstock in der Höhe von 35 cm.

Das Schlagen auf dem Amboß mit dem Hammer ergab den typischen hellen Metallklang, der früher durch das Dorf zu hören war.

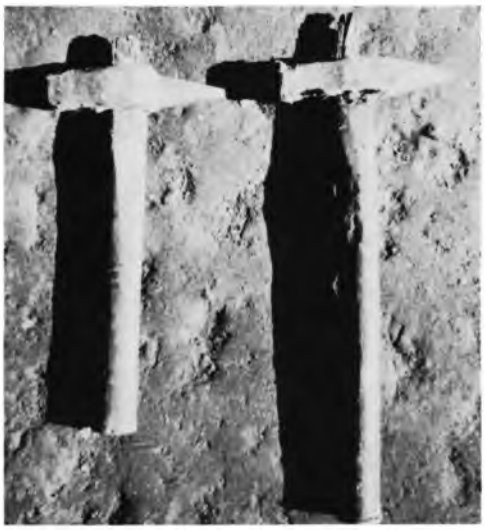
Betrachten wir nun die wichtigsten Werkzeuge. Die Großzahl der Werkzeuge einer Schmiede besteht aus Hämmern und Zangen. Zur Erklärung der Funktion der Werkzeuge nimmt Herr Weis die einzelnen Werkzeuge von der Wand, an der sie in Halterungen angebracht sind.

Der größte Hammer in der Schmiede ist der Vorschlaghammer. Er ist ca. 1 m lang und wird mit beiden Händen gehalten. Er heißt auch Zuschlaghammer oder Posseckel und dient zum groben Vorschlagen des Eisenstücks.

Zum Einsetzen von Teilen wird der Ballhammer gebraucht; er ist beilartig geformt. Dieser wie alle Handhämmer haben i.d.R. eine Länge von 35 cm. Kleinere Maße sind lt. Aussage von Herrn Weis darauf zurückzuführen, daß die Holzgriffe im Laufe der Zeit z.T. abgebrochen sind.

Die Setzhämmer sind die „Vermittler" zwischen dem Schmiedestück und dem Arbeitshammer, d.h. sie werden auf das zu bearbeitende Eisen aufgesetzt und übertragen die Schläge des Arbeitshammers indirekt. Je nach Gestalt des Setzhammers kann mit ihm eine runde oder eine viereckige Form ausgeschmiedet werden; mit Setzhämmern kann also die Form des gewünschten Eisenprodukts gebildet werden.

Zum Halten der Schmiedestücke benötigt der Schmied eine Vielzahl von Zangen (s. z.B. S. 33 u. S. 35 oben rechts) und Haken (s. z.B. S. 30 links).



Der Rundmeisel wird zum Rundhauen des Arbeitsstückes verwendet.

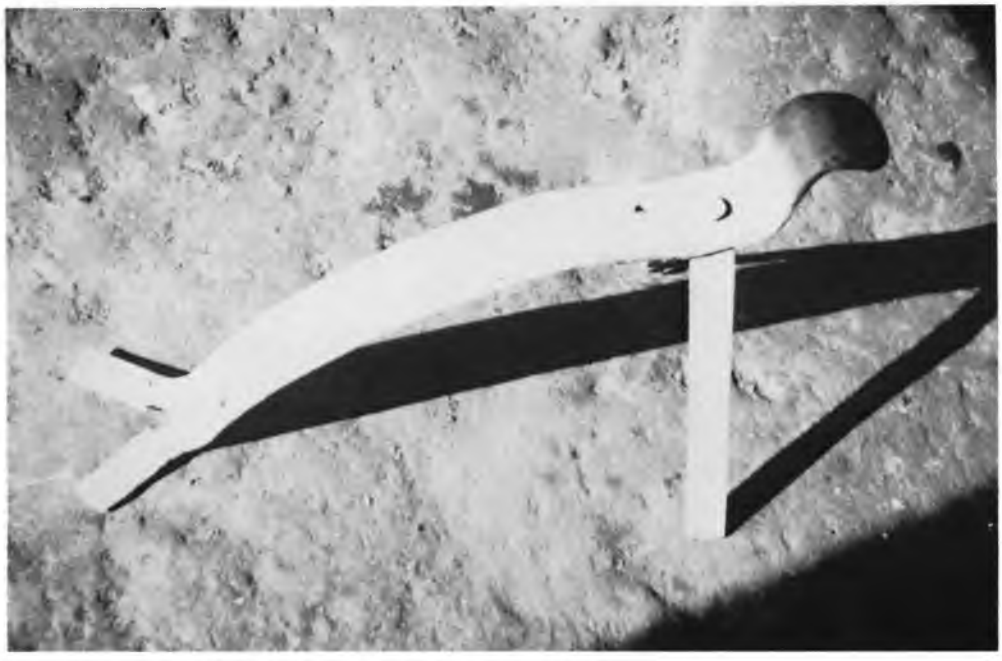
Die Feuerzangen zum Halten des glühenden Eisens gibt es in einer Ausführung für das Rundeisen (links, 40 cm lang) und in einer für das Flacheisen (rechts, 38 cm lang).

Mit der Ausrüstung einer Feldschmiede war der Schmied mobil für eilige Fälle. Sie wurde nicht zuletzt auch in Kriegszeiten eingesetzt. Herrn Weis' Feldschmiede ist 80 cm hoch, 52 cm breit und 74 cm tief.

In der Schmiede Weis steht noch eine Wagenreifbiege, mit der der Schmied die großen Räder der Pferdewagen in die erforderliche Form brachte.
Bei der Herstellung von Nägeln war das Nageleisen unentbehrlich. Das Stück Eisen, aus dem der Nagel geschmiedet werden soll und das in Weißgluthitze von allen Seiten rasch behämmert und dabei langsam ausgezogen wird, um ein Brüchigwerden zu vermeiden, wird in die gewünschte Lochform des Nageleisens gesteckt. Das überstehende Eisen wird dann zum Nagelkopf gestaucht.

4. Der Arbeitsvorgang Hufbeschlag

Wenden wir uns nun dem Arbeitsgang des Hufbeschlags zu, so wie Meister Weis dies mit seinen Werkzeugen beschreibt. Der Hufbeschlag erst ermöglichte den Einsatz der Arbeitskraft des Tieres. Oft schon vergessen scheint heute, daß auch das Rind vor einigen Jahrzehnten noch als Arbeitstier eingesetzt wurde, als Zugtier bei der Ernteeinbringung oder für den Pflug, und selbstverständlich mußte hierzu auch der Huf des Rindes beschlagen werden.
Hufeisen wurden vom Schmied in verschiedenen Größen aus einem Eisenstück vorgeformt (s. S. 212) und lagen also beim eigentlichen Beschlagvorgang bereit. Die ein Höchstmaß an Präzision und Konzentration erfordernde Arbeit des Schmieds bestand nun darin, einerseits das vorgeformte Hufeisen (sozusagen einen Standardtyp) an den Huf, andererseits den Huf an das Eisen anzupassen.
Beschlagen wird auf dem Schlagbock. Das Tier steht vor dem Werkstatteingang an der Beschlagbrücke. Zuerst wird das alte Eisen mit der Hufbeschlagzange abgenommen. Es folgt Raspeln der Hornwand mit der Hufraspel, ggf. Schneiden und Glätten mit dem



Der Hufbeschlagbock

Hufbeschlagwerkzeuge

Huf- oder Wirkmesser, Erhitzen und Richten des vorgefertigten, für den individuellen Huf ausgesuchten Eisens, Einschlagen der Löcher in das Eisen mit dem Hufbeschlaghammer. Das gerichtete Eisen wird auf den Huf kurz aufgebrannt, um das Hufeisenbett zu markieren, wieder abgenommen, nochmals nachgeformt und schließlich mit Nägeln mittels des Hufbeschlaghammers am Huf befestigt. Der Schmied kann sich hierbei nicht die geringste Ungenauigkeit leisten, da nur ein exakt sitzendes Eisen dem Tier keine Schmerzen bereitet.

Wie beschrieben, haben heute i. a. spezialisierte, mit dem breiten Aufkommen des Reitsports notwendig gewordene zentrale Großbetriebe die Arbeit des Hufbeschlags übernommen.

Werkzeuge zum Beschlagen eines Pferdes

Auf den Schlagbock wird der Huf gestellt. Der abgebildete Schlagbock (S. 216) ist 42 cm hoch.

Zum Beschlagen eines Pferdes nennt Herr Weis folgende Werkzeuge (von links nach rechts):

— die Hauklinge besitzt an einem Ende eine Schneide, mit der der Huf für das Hufeisen passend geschnitten wird;
— der hölzerne Klipfel oder Klöpfel ist zum Kürzen des Hufes;
— die Hufraspel rundet und formt feilend die Hornsohle und den Umriß des Hufes;
— mit der Hufbeschlagszange zieht oder kürzt der Schmied schlecht eingeführte oder verbogene Nägel;

— der Hufbeschlaghammer ist spezifisch geformt zum Einschlagen der Hufnägel in die Hornwand;
— das Hufmesser schneidet, glättet und reinigt den Huf. Es heißt auch Wirkmesser und wirkt wie ein Hobel;
— der Hufzirkel ist eine eiserne Zange, die man ggf. dem Pferd um die Nase legte.

Zur Gesellenprüfung eines Schmiedelehrlings gehörte die Herstellung verschieden geformter Hufeisen, die dann als Standardtypen zur Verfügung standen. Im Anpassen des Eisens für den immer wieder anderen Huf eines Pferdes mußte sich dann ganz besonders die Kunst eines Schmieds erweisen. Prüfungsstücke, die Herr Weis anfertigen mußte, zeigt das Bild auf Seite 32.

5. Ausblick

Es geht heute darum, aussterbende Handwerkszweige heutigen und nachfolgenden Generationen anschaulich zu vermitteln. Die Dorfschmiede Weis leistet hierzu derzeit einen wertvollen Beitrag; sie ist Station der „Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus", einem lockeren Verbund von ländlichen Kulturdenkmalen sozialgeschichtlich-volkskundlichen Interesses des Badischen Odenwaldes und der angrenzenden Gebiete. Unter Federführung der Stadt Walldürn ist diese „Museumsstraße" in nunmehr fünf Jahren zu 23 Stationen ausgebaut worden; wie bei allen Stationen, so findet der Besucher auch bei der Dorfschmiede Weis eine geschichtliche Informationstafel und vor allem, der Schmied ist bereit, seine Werkstatt zu öffnen, Geräte und Handwerkstechnik zu erläutern und aus seinem reichen Arbeitsleben zu erzählen. Ohne daß bei solchen Besuchen im entferntesten der Eindruck einer touristischen Schau aufkäme (die Museumsstraße wendet sich vor allem an den Individualreisenden; es muß auch einmal hingenommen werden, daß der Schmied nicht anwesend ist), ist dies eine Gelegenheit zur anschaulichen Information, wie sie nur noch selten geboten werden dürfte. Leider ist hier der Zeitpunkt abzusehen, wann auch diese Gelegenheit nicht mehr bestehen wird: des Schmieds Söhne sind Schlosser geworden, die Zukunft der Schmiede ist somit ungewiß. Wahrscheinlich wird auch bei der Übermittlung dieses Handwerks einmal nur noch der zweitbeste Weg, die Darstellung in Freilichtmuseen (ein solches ist für weite Teile des nordbadischen Raumes gerade im Walldürner Ortsteil Gottersdorf im Aufbau) übrig bleiben. Die Technik und das funktionelle Umfeld kann hierbei durchaus vermittelt werden, die hier möglichen Vorführungen werden aber nie einen alten Schmiedemeister ersetzen können, der in seiner Schmiede arbeitet und aus seinem Arbeitsleben anschaulich erzählen kann.

Der volks- und gerätekundliche Teil des vorliegenden Aufsatzes gründet auf einer Befragung des Schmiedemeisters Weis, Oberdielbach, durch den Autor und einer Bestandsaufnahme der wichtigsten Geräte, die der Autor zusammen mit der Volkskundestudentin Lioba Schlör im Sommer 1985 im Rahmen des Aufbaus der „Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus" vornehmen durfte. Herrn Weis sei für seine freundliche Auskunftsbereitschaft und Geduld auch an dieser Stelle gedankt.

Photos: Thomas Naumann, soweit nicht anders angegeben.

Alte Waldgewerbe im nördlichen Schwarzwald

Technik und Bedeutung

Teil I

Oswald Schoch, Enzklösterle

Bild 1

Als in den Wäldern einst Kohlenmeiler rauchten, Teeröfen, Glashütten, Harz- und Aschesiedereien, Rußbrennereien und Wiedendrehereien in Betrieb waren, ging es dort weit lebhafter zu als heute. Die beginnende Industrialisierung hat im Laufe des 19. Jahrhunderts diese Stätten zähen Fleißes verschwinden oder andernorts in unvorhersehbaren Dimensionen neu erstehen lassen. — Doch kaum jemand weiß noch von den Ursprüngen, von den harten und entbehrungsreichen Gewerben, die einstmals das mühevolle Leben der Waldbewohner prägten. In fünf Aufsätzen werden die Technik und die Bedeutung fast schon vergessener Waldgewerbe beschrieben und — soweit möglich —

Bild 2

Bild 3

anhand zahlreicher Fotos und Skizzen ins Bild gesetzt.

Die geographische Beschränkung auf den nördlichen Schwarzwald hat ihren Grund darin, daß der Verfasser in diesem Teil des großen Waldgebiets beruflich tätig ist und hier auch seine waldgeschichtlichen Studien betrieben hat. Genau genommen konzentrieren sich die folgenden Aufsätze auf den ehemals württembergischen Nordschwarzwald, d. h. auf den Raum zwischen Neuenbürg und Alpirsbach in der Nord-Süd- und zwischen Nagold und Obertal in der Ost-West-Richtung.

1. Köhlerei

Die Köhlerei im Schwarzwald hat eine lange und gewichtige Tradition aufzuweisen. So verwundert es nicht, wenn sich in den dortigen Wäldern heute noch zahlreiche Orts-, Flur- und Waldnamen wie Kohlhäusle, Kohlhau, Kohlhülb, Kohlplatte, Kohlwanne, Kohlberg, Kohlstich, Kohlsteige, Kohlhütte, Köhlerweg, Kohlgründle usw. sowie echte alte Kohlplatten finden.

Es soll versucht werden, an Hand alter Fotos aus der Zeit der Jahrhundertwende die Erinnerung an ein uraltes, dem Wald eng verbundenes, heute schon legendenumwobenes Gewerbe festzuhalten.

Holzkohle vielfach begehrt

Bis zur Entdeckung und Nutzbarmachung der Steinkohle benötigte man große Mengen an Holzkohle für nahe und ferne Eisengießereien und Hammerschmieden, für Hütten-

Bild 4

werke und Glashütten sowie für Huf- und Nagelschmieden. Die Lieferung von Holzkohle an chemische, pharmazeutische oder farbenproduzierende Gewerbe spielte im Vergleich hierzu eine nur untergeordnete Rolle. Der Bedarf an Holzkohle für Werkstätten der Gold- und Silberschmiede zählte zu den örtlichen Besonderheiten, war jedoch in Räumen wie z. B. von Pforzheim nicht zu unterschätzen.

Es soll der Ablauf der Köhlerei vom Aufbau eines Meilers bis zum *Ausziehen* der Holzkohle aufgezeigt werden. Zuvor sei aber das, was allgemein unter Köhlerei, unter dem Kohlebrennen, zu verstehen ist, in kurzen Worten umrissen. Köhlerei ist die Herstellung von Holzkohle durch Verschwelen von Holz im Meiler (Kohlenmeiler). In diesem wird bei beschränktem Luftzutritt ein Teil der Stoffe des Holzes verflüchtigt und insbesondere der Zellstoff langsam ausgebrannt und in Kohle übergeführt. Auf der Kohlplatte wird lufttrockenes Holz von ein bis zwei Meter Länge um einen Feuerschacht (Quandel) in bestimmter Ordnung möglichst dicht gesetzt und mit einer Decke aus grünem Reisig und Erde allseitig überkleidet (Rauhdach und Erddach). Angezündet wird der Meiler im Quandelschacht; von hier aus verbreitet sich das Feuer allmählich gegen die Außenfläche des Meilers sowie von oben nach unten. Zur Regulierung des Verkohlungsprozesses stößt der Köhler Löcher in den Meiler; er füllt, wo es nötig wird, Höhlungen und Einbrüche aus und regelt den Luftzutritt. Ist der Meiler *gar,* so kühlt er aus. Die Decke wird nach und nach abgenommen, die Holzkohle *ausgezogen,* vollends gelöscht, verpackt und verladen. Die Ausbeute an Holzkohle beträgt bei Nadelholz 20 bis 26%, bei Buchenholz 20 bis 22% des Gewichts.

„Holzarbeit" am Meiler

Betrachten wir nun die Bildfolge. Inmitten einer sorgfältig geebneten und möglichst windstill gelegenen Fläche, der Kohlplatte, wird mit dem Bau eines Meilers begonnen (Bild 1). Mittels dreier Stangen — es können auch vier sein —, die durch Weidengeflecht bzw. gedrehte Fichtenästchen verbunden werden, errichtet der Köhler zunächst den Feuerschacht, auch Kamin oder Quandel genannt. Je nachdem, ob der Meiler zwei- oder dreischichtig zu bauen ist, ragen die Stangen des Quandels zwei bzw. drei Meter in die Höhe. Vom Quandel aus beginnend wird sternförmig eine Unterlage gefertigt. Zum Rost nimmt der Köhler weniger wertvolle Holzprügel. Über diese sternförmig ausgelegten stärkeren Prügel legt der Köhler quer dazu schwächere *Bruckhölzer.* Der Rost erhält dadurch sog. *Bodenzüge*, die für die Luftzufuhr wichtig sind. Vom Feuerschacht (Quandel) ausgehend, werden auf dem Rost die vorbereiteten, lufttrockenen Ein-Meter-Hölzer, die mit einem besonderen Karren (Köhlerkarren) herangefahren worden sind, möglichst eng aneinandergepackt aufgestellt. In der Mitte fast senkrecht, gegen die Peripherie etwas einwärts geneigt, so daß sich der Umriß des gestapelten Holzes nach oben verjüngt. Bei einem „dreistökkigen" Meiler hieß früher die erste Schicht *Fußscheite*, die zweite Schicht *Schneidel* und die oberste *Kopfholz.* Die drei Schichten des Meilers sind auf Bild 2 deutlich zu sehen. Im nördlichen Schwarzwald wurden für den Meilerbau fast ausschließlich ein Meter lange Hölzer verwendet. Wichtig ist, daß das Holz sehr dicht aneinandergepackt wird. Um Zuglöcher zu vermeiden, sind Spalten möglichst

Bild 5

schon beim Aufbau mit kleinen Hölzern und Ästen auszuflicken. Auch der Rost, der nach außen hin mit langen Ästen eingeschlungen wird, ist auf diesem Bild gut zu erkennen.
Falls es das Gelände zuläßt, kann sogar die oberste, dritte Schicht, also das *Kopfholz*, mit Hilfe eines Schubkarrens errichtet werden (Bild 3). An Stelle einer Sprossenleiter führen dann abgestützte Dielen oder Lattenstege zum Meiler. Auf dem Foto ist der gesamte Holzkörper fast fertig. Ein typischer Köhlerkarren hat allerdings an der Vorderseite zwei senkrecht hochstehende Ladestützen. Der abgebildete Meiler faßt etwa 110 bis 120 Raummeter Holz. Der Köhler beginnt auf Bild 4 mit dem Abdecken des Holzes. Dabei wird im Schwarzwald vorwiegend Fichten- und Tannenreisig verwendet und schuppenartig von unten nach oben aufgeschichtet. Das Reisig sollte möglichst fein und damit dicht sein. Die Mächtigkeit der Umkleidung variiert zwischen fünf und acht Zentimetern. Diese Abdeckung wird *Rauhdach* oder auch *Rauchdach* genannt und hat vorwiegend eine tragende Funktion für den Erdmantel. Auf Bild 5 ist der Reisigmantel beinahe fertig. Während der alte Köhler den Kopf des Meilers abdeckt, hilft der kleine Sohn bei der Feinarbeit. Wo kein Nadelreisig zur Verfügung steht, wird zur Abdeckung Gras, Heu oder Stroh verwendet. Über der Reisigabdekkung, dem Rauhdach, muß jetzt noch der Erdmantel (Erddach) aufgebracht werden; die Schicht aus sandiger Erde ist etwa fünf bis acht Zentimeter stark. Durch die mehrfache Verwendung des Materials auf derselben Köhlerplatte ist dieses mehr oder weniger vermischt mit Holzkohleresten und Kohlasche. Der Köhler spricht von *Kohllösche* oder *Kohlengrieß*. So sieht der Erdmantel meist ziemlich dunkel bis schwarz aus. Mittels einer langstieligen *Patsche*, auch *Klopfstange* genannt (in der linken Hand des Köhlers), wird der Erdmantel fest angedrückt. Ohne die sorgfältige Abdeckung des Holzkörpers würde das Resultat des Köhlers ein Haufen Holzasche sein. Nur die Verhinderung des vollen Luftzutritts ermöglicht überhaupt den Prozeß der Holzkohlebildung. Zur Stabilisierung des Erdmantels dienen, wenn nötig, rundum errichtete *Rüsthölzer*.

„Feuerarbeit" beginnt

Nachdem der Meiler nunmehr steht, die *Holzarbeit* beendet ist, kommt der große Moment des Anzündens. Die *Feuerarbeit* beginnt. Der Quandel (Feuerschacht), dessen Öffnung bisher frei geblieben ist, wird mit glühender Holzkohle gefüllt und abgedeckt. Im Inneren des Meilers beginnt der Schwelbrand um sich zu greifen und erfaßt nach oben und unten sowie gegen die Außenseite allmählich den ganzen Meiler (Bild 6). In den ersten acht Tagen muß bei einem Meiler der abgebildeten Größe zweimal täglich der Schacht kurz geöffnet, mit einer Stange, dem *Schürbaum*, durchgerührt und mit Holz und Halbverkohltem nachgeschürt werden. Vom 9. bis 14. Tag etwa genügt einmaliges Schüren, später ist dies in der Regel nicht mehr nötig. Nach dem Schüren darf der Quandel, genauer das *Schürloch*, nicht sofort geschlossen werden, weil die sich bildenden Gase den Meiler zum *Schlagen* bringen, d. h. Explosionen im Meilerinneren bewirken könnten.
Der in Brand gesteckte Meiler wird auch an seiner Oberfläche sehr heiß. Der Köhler löscht deshalb vor dem Öffnen des Feuerschachtes den Kopf des Meilers kurz ab. Er muß daher stets Wasser greifbar haben; man beachte die Kanne am Fuß der Leiter. Zur Erleichterung der täglichen Arbeit am Feuerschacht, um dort besser stehen zu können, richtet sich der Köhler rund um den Meilerkopf eine schmale, terrassenartige Trittstufe her, den sogenannten *Kranz*. Auf dem Bild 6 ist dieser Kranz als Silhouette gegen den Rauch zu sehen.
Die nunmehr wichtigste Aufgabe des Köhlers ist es, für den jeweiligen Stand des Verkohlungsprozesses die Luftzufuhr richtig zu dosieren. Zur Regulierung dienen in den ersten Tagen zahlreiche Luftlöcher, die dicht

oberhalb des Rostes in ca. Ein-Meter-Abständen eingestochen werden. Bei jedem *Durchrühren* und Nachschüren des Feuerschachts müssen die Zuglöcher an der Basis geschlossen und danach wieder geöffnet werden, denn sonst würde der Luftzug zu stark. Damit Wasserdampf und Gase entweichen können und gleichzeitig der Meiler nicht *verstockt*, sticht der Köhler mit einer Stange kleine Löcher — *Rauchlöcher* oder *Pfeifen* — in den Erdmantel. Zunächst genügt eine Lochreihe unterhalb des „Kranzes"; nach etwa acht Tagen werden auf der ganzen Fläche des Mantels kleine Löcher *eingestupft*. Jetzt hat der Köhler die volle Tastatur zur Dosierung der Luftzufuhr verfügbar. Wichtig ist, daß aus den Löchern heller Rauch (Dampf) erscheint; wird er blau bis blaugrau, so deutet er auf sauerstoffreiches Verbrennen und damit auf einen Riß oder Einbruch im Erdmantel. Solange der Meiler schwelt, muß der Köhler Tag und Nacht auf der Hut und für Ausbesserungen bereit sein. Der Meiler auf Bild 6 ist ungefähr vor drei bis vier Tagen in Gang gebracht worden.

Ein Kohlenmeiler der gezeigten Größe braucht etwa 20 bis 22 Tage, bis er fertig gebrannt oder *gar* ist. Es kommt auch vor, daß Teile eines großen Meilers bis zu vier Wochen benötigen. Ist der Meiler *gar* oder *niedergekohlt*, so wird die Holzkohle *ausgezogen*. Der Köhler beginnt an *eingesackten*, d. h. eingebrochenen Stellen — den Rissen folgend — mit Schaufel, Sterhaken und Rechen den Erdmantel zu entfernen, bis die Holzkohle, das Produkt des Prozesses, freigelegt ist. Die noch heiße Holzkohle wird auf die *Freiplatte*, eine freie Stelle neben dem Meiler, gebracht und dort mit Wasser abgelöscht. Hier bleibt sie mehrere Stunden, un-

Bild 6

Bild 7

Bild 8

ter Umständen bis zu einem Tag, unter Kontrolle liegen. Wo sich noch Glut zeigt und Qualm aufkommt, wird sofort gelöscht; es muß immer Wasser zur Hand sein. Auf dem Foto (Bild 7) ist die gelöschte Holzkohle schon fast verladen. Neben dem Köhlerjungen steht noch die Wasserkanne. Die großen Kohlestücke kommen direkt in den Wagen, die kleineren müssen in Säcke abgefüllt werden. Auch jetzt heißt es, noch auf eventuell zwischen den Kohlestücken versteckte Glut aufzupassen! Dem Enztäler Köhler Georg Schmied, der auf dem Wagen stehend zu sehen ist, brannte einstens der vollbeladene Wagen ab! Die feinere Holzkohle wurde zum Teil noch gesiebt, *gereitert.*

Man unterschied Hütten-, Schmied-, Löt- und Bügelkohle. Die qualitativ höchstwertige Sorte war die rißfreie, aus Ästen gewonnene Lötkohle. Im Vergleich zu einem bestimmten Quantum Brennholz liefert die daraus gebrannte Holzkohle bei nur der Hälfte des Volumens und knapp einem Viertel des Gewichts etwa das Doppelte an Energie, präziser gesagt, fast die doppelten Hitzegrade. Welcher Effekt!

Verkauf der Holzkohle

Die Köhler legten Wert auf raschen Abtransport und Verkauf ihrer wertvollen Fracht. Die Wagen geladen und die Säcke gefüllt (Bild 9), präsentiert sich stolz die große Köhlerfamilie. Rechts neben dem Mädchen ist ein Kohlesieb, *Reiter*, zu sehen. Im Wald war der Köhler wegen der Gefährlichkeit seines „feurigen" Gewerbes ein meist nicht willkommener Gast. Es war schon wichtig, daß der Förster — wie auf Bild 6 — ein wachsames Auge behielt. Das Holz für den nächsten Meiler liegt schon bereit (Bild 8).

Um das Jahr 1850 mußten die württembergischen Forstleute eine gewisse Ausbildung im Kohlebrennen absolvieren. Bis um 1870 fanden in Freudenstadt und Wildbad sog. *Kohlekonferenzen* statt, bei denen zwischen Industriellen und den Forstmeistern der Bedarf an Holzkohle und die Liefermöglichkeiten aufeinander abgestimmt wurden.

Die Personen auf den Fotos sind nicht etwa gestellt, sondern vom Hofphotographen K. Blumenthal, Wildbad, unmittelbar aus dem Köhlerleben herausgegriffen worden. Auf Bild 1, 2, 7 und 8 sehen wir den Köhler Johann Georg Schmied, den *Schmiedjörg*, auf der Kohlplatte im Höllgrund nahe der Agenbacher Sägmühle, südlich von Calmbach. Auf den Bildern 3 bis 6 arbeitet der Köhler Schaible, der *Kohlerschaible*, an seinem Meiler im Rehgrund, ebenfalls in der Nähe der Agenbacher Sägmühle. Leider ist seine Frau, die originelle und derbe *Kohlerkätter*, nicht auf den Bildern festgehalten. Bild 9 zeigt die Familie des *Kellerhannes* auf dem Brunnenwasen bei Agenbach, südöstlich von Calmbach.

Bei Enzklösterle, südlich von Wildbad, wurde innerhalb des Nordschwarzwalds am längsten Holzkohle gebrannt. Erst mit dem Tod der letzten Köhler in den Jahren 1972 und 1974 erlosch dort das alte Gewerbe. Seit 1980 hat das Staatliche Forstamt Enzklösterle die Tradition jedoch wieder aufleben lassen.

2. Harznutzung (Harzerei)

Schon im Altertum wurde der Naturstoff Harz vom Menschen gewonnen und genutzt. Aus dem Mittelmeerraum ist uns bekannt, daß die Phönizier, Griechen und Römer das Harz von Kiefernarten als Bindemittel, als Desinfektions- und Konservierungsstoff sowie als Abdichtmaterial, insbesondere im Schiffsbau, verwendet haben.

Auch im Schwarzwald ist seit alten Zeiten geharzt worden. Nur war es hier zunächst fast ausschließlich die Fichte, die man *angerissen* hat. Schwerpunktmäßig ist in fichtenreichen Waldungen des obersten Murgtals, vor allem im Gebiet Baiersbronn — Kniebis, die Harznutzung (Harzung, Harzerei) betrieben worden. Als Nebenerwerb spielte das Harzen für die dortige Bevölkerung eine be-

Bild 9

deutsame Rolle. In Harzhütten, Harzöfen oder auf häuslichen Feuerstellen wurde das gewonnene Harz in großen Kesseln gesotten und durch nasse Säcke gepreßt. Je nach Qualität des Produkts erfolgte die Weiterverarbeitung zu Lacken, Firnissen, Apothekerwaren, Schusterpech, Wagenschmiere u. a. Die rückständigen *Harzgrieben* verbrannte man in *Rußhütten* zu Kienruß, der dringend für die Herstellung von Farbe, Druckerschwärze, Ofenschwärze und für schwarzes Stiefelfett benötigt wurde.

Das Harzen an Fichten war jedoch für die Bäume selbst sehr schädlich; als Folge stellte sich die Rotfäule ein. Weil im Lauf der Zeit die Verluste im Wald zu groß wurden, kam es durch Forstordnungen und Reskripte ab dem 16. Jahrhundert zu Verboten oder starken Einschränkungen. Unerlaubtes Harzen der Fichten hat sich jedoch im vorgenannten Gebiet noch weit in das 19. Jahrhundert fortgesetzt, wie auch die Erzählungen „Waldleute" von Heinrich Hansjakob belegen.

In weiten Teilen des Nordschwarzwalds war dagegen die Fichte in früherer Zeit so gering vertreten, daß die Harznutzung an ihr nicht interessant sein konnte. Dafür ist hier jedoch das Teeröl- oder Schmierbrennen in Salbe- oder Schmieröfen weit verbreitet gewesen. Dabei handelte es sich um eine trockenheiße Destillation von zerkleinertem, sehr harzreichem Kiefernstockholz (Kiefernholz, Kienholz) zur Gewinnung von Kienöl, Teerschmiere und Pech.

Konjunktur im Ersten Weltkrieg

Doch später bekam die Harzerei im gesamten Nordschwarzwald eine sehr große Bedeutung: zur Zeit des Ersten Weltkriegs.

Geharzt wurden vor allem die Bestände älterer Kiefern (Forchen, Föhren). Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert deckte Deutschland seinen nicht geringen Bedarf an Harz durch Importe vorwiegend aus Nordamerika, Frankreich und Portugal. Der Krieg unterbrach im Herbst 1914 jäh die Einfuhren. Der wichtige Rohstoff Harz mußte ab sofort im eigenen Land gewonnen werden. Weil sie gegen Fäulnis unempfindlich war, wurde vorrangig die Kiefer zur Harzung herangezogen. Im Nordschwarzwald gab es umfangreiche Baum- und Althölzer aus hundert- bis hundertfünfzigjährigen Kiefern; kein Wunder, daß sie nicht verschont blieben.

Um zu verstehen, wie wichtig der Rohstoff Harz gerade in der Kriegszeit war, müssen wir die stoffliche Zusammensetzung des Roh-Harzes kennenlernen: 20% Terpentinöl, 70% Kolophonium, 10% Wasser und andere Stoffe. Das Terpentinöl war Grundlage für Kampfer und Zelluloid, für pharmazeutische Produkte, Lösungs- und Verdünnungsmittel (Wachse, Fette und Lacke), für Reinigungsmittel, Riechstoffe u. a. — Kolophonium diente der Herstellung von Lack, Firnis, Papierleim, Wachstuch, Linoleum, Seife, von technischen Fetten, Schusterpech, Druckerschwärze und sogar von Munition. Die Aufzählung ist nicht vollständig und zeigt dennoch den vielseitigen Anwendungsbereich des Harzes. In den Kieferbeständen zwischen Nagold, Enz und Murg setzte die Harznutzung im Jahre 1916 in großem Umfang ein; ein Jahr zuvor waren bereits die Vorbereitungen im Gange. Bis 1917 wählte man als technische Methode der Harznutzung das *Dechsel-(Dexel-)Verfahren*. Ab 1918 dominierte sodann das *Rillenschnitt-* oder *Risser-Verfahren*, auch *Fischgrätverfahren* genannt. Beide Methoden sollen erläutert werden.

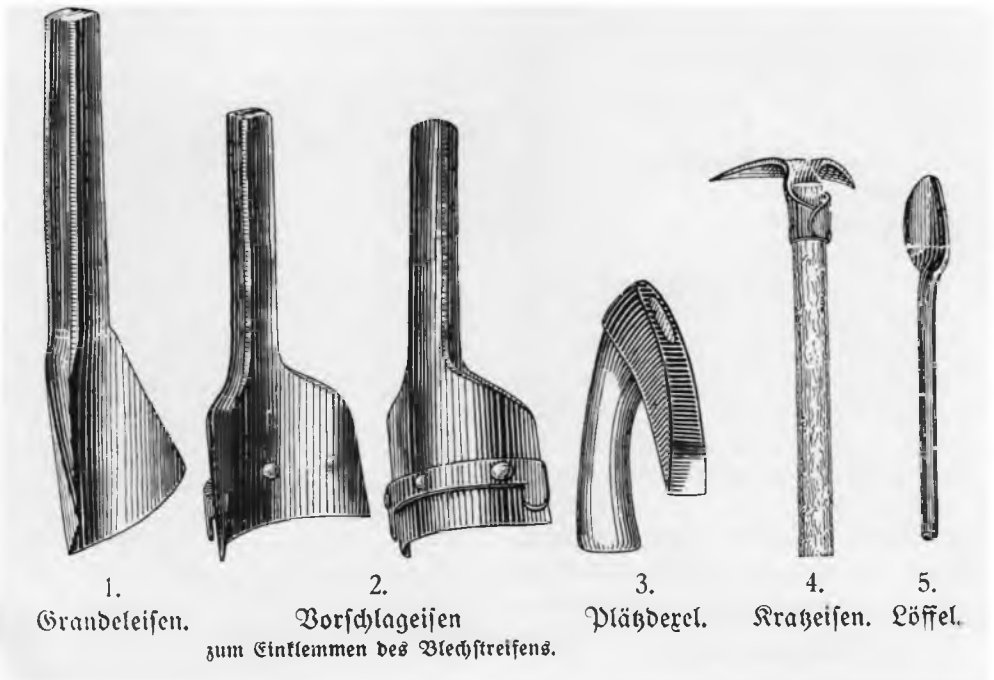
Bild 4
„Harzreißer" für Rillenschnittverfahren

Röten und Dechseln

Beim Dechselverfahren wurde zunächst die zu harzende Kiefer auf einem ca. 20 cm brei-

Kiefer mit „gerötetem" Stammstreifen bis Augenhöhe des Mannes; soeben wird eine „Grandel" fertig gemacht.

Fertige „Grandeln"; zwei Dechsellachten sind vorerst auf ca. 50 cm Höhe gerötet und auf ca. 25 cm Höhe gedechselt (geplätzt).



Alte Harzerei-Geräte

ten, senkrechten Streifen vom Stammfuß bis ca. 1,50 m Höhe *gerötet*, d. h. von der Grobborke befreit, so daß über dem Bast nur noch eine ganz dünne Rindenschicht verblieb. Man bediente sich hierzu eines Schneidmessers, eines Bügelschabers oder ganz einfach eines kleinen Handbeils. Damit war zugleich der Verlauf der künftigen *Lachte* (Wundfläche) vorgezeichnet. Das *Röten* führten meist Holzhauer durch, während die weiteren Arbeitsvorgänge Waldarbeiterinnen oblagen. Innerhalb des geröteten Stammstücks wurde nunmehr einmal oder zweimal wöchentlich mit dem Dechsel (Dexel), einem kleinen, leicht gebogenen Handhäckchen, ein ca. 2 cm hoher, bis 2,5 mm tief in den Splint gehender horizontaler Span-Streifen herausgehackt. Am Stammfuß beginnend, setzten die Arbeiterinnen die Spanstreifen ohne Zwischenräume übereinander (*steigende* Methode). Kurz nach dem Aushieb der Späne begann das Rohharz, der Harzbalsam, aus den Harzkanälen des Splintholzes herauszufließen. Der Harzaustritt ist nichts anderes als eine Wundreaktion des Baumes. Der Harzfluß dauert ca. 12 bis 20 Stunden. Mit dem Dechseln (Dexeln) des nächsten Spanstreifens mußte jedoch einige Tage abgewartet werden, bis sich die angrenzenden Harzkanäle wieder aufgefüllt hatten. Das ausgetretene und abfließende Harz sammelte sich in eingehauenen Stammnischen (*Grandeln*) oder in aufgehängten Glastöpfchen. Mit Harz- oder Pechlöffeln schöpften die Arbeiterinnen die Grandeln aus bzw. entleerten die Glastöpfchen in mitgeführte Eimer. Dechseln und Schöpfen erfolgten im selben Arbeitsgang. Zum Entleeren der Gläser benützte man eine sogenannte Harzspatel (Spachtel). Im Lauf des Arbeitsfortschritts mußten die Gläser zwei- bis dreimal höher gehängt werden. Die Aufhängung funktionierte sehr einfach durch das Einklemmen der Gläser zwischen Einlaufblech und Nagel.

220jährige ehemalige Harzkiefer mit alter Risserlachte (Fischgrätverfahren); die Grandelnische am Stammfuß und die sichelförmigen Einhiebe für die Einlaufbleche (drei Höhenstufen) sind gut erkennbar.

Zwischen Einlaufblech und Nagel geklemmtes Harzglas; das Fischgrätmuster der Rillenschnitte ist gut zu sehen.

In eingegrabenen und abgedeckten Fässern fand das Einsammeln des Harzes seinen Abschluß. Die Fässer waren deshalb so geschützt gelagert, um die Verdunstung des wertvollen Terpentins möglichst zu verhindern.

Im Laufe der Zeit konnte eine *Harzforche*, eine angeharzte Kiefer, drei bis vier der geschilderten Dechsellachten erhalten. Ab einer Höhe von 1,50 m wurde den Arbeiterinnen das Dechseln, auch *Plätzen* genannt, zu beschwerlich. Nur selten versuchte man, mittels kleiner Leitern die Lachten weiter zu erhöhen. Neben dem *Fließharz* (Balsamharz) war das später von den Lachten abgekrazte festgewordene *Scharrharz* von geringerer Ergiebigkeit und Qualität.

Fischgrätmuster mit dem Reißer

Das Risserverfahren (Rillenschnitt- oder Fischgrätverfahren) setzte ebenfalls die Vorbereitung des Kieferstammes durch das Röten voraus. Die gerötete Fläche und damit die spätere Lachte waren jedoch mit ca. 45—50 cm wesentlich breiter. Anstelle einer flächenhaften Verwundung des Stammes wurden nunmehr mittels eines scharfen *Reißers* (Rissers, Reißerhakens) Rillen in das Splintholz geschnitten. Die Rillen waren durchschnittlich 1,5—2 cm breit und drangen 2—3 mm tief ein. Von einer Mittelrille (Tropfrinne) ausgehend verliefen die Risse links und rechts schräg nach oben, etwa 45° zur Mittelrille, wobei jeweils V-förmige Winkel entstanden. Auch bei diesem Verfahren wurde im nördlichen Schwarzwald die *steigende* Methode gewählt, d. h. der Arbeitsfortschritt verlief von unten nach oben. Die Risse wiederholten sich ein- bis zweimal wöchentlich, wobei im Abstand von etwa zwei Zentimetern jeweils ein neuer Winkel über dem älteren entstand. Im Laufe des Arbeitsprozesses ergab sich so ein Fischgrätmuster auf der Lachte. Es war der bayerische Oberförster Splettstößer, der dieses Verfahren erstmals einführte. Die Technik der Kautschukgewinnung dürfte hierbei Pate gestanden sein.

Das Sammeln des Harzes geschah in der gleichen Weise wie beim Dechselverfahren, nur daß das Einschlagen von Grandeln in die Stämme nicht mehr praktiziert wurde, sondern Glastöpfe mit Einlaufblechen und stützenden Nägeln angewendet wurden. Gegenüber dem Dechselverfahren erbrachte das Risserverfahren etwa den doppelten Harzertrag. Außerdem war der Anteil des wertvolleren Fließharzes (Balsamharz) wesentlich höher. Unabhängig vom praktizierten Harznutzungsverfahren übernahmen Pferdefuhrwerke die vollen Fässer und transportierten sie zu den örtlichen Bahnstationen, von wo aus sie in eine Harzfabrik in Obertürkheim bei Stuttgart gelangten. Durch Destillation erfolgte hier die stoffliche Trennung in Terpentin und Kolophonium.

Das Harzen in den Wäldern des Nordschwarzwaldes endete im Jahre 1920. Die angeharzten Kiefernbestände erbrachten in den Jahren 1916 bis 1920 insgesamt rd. 175 000 Kilogramm Harz. Hinter dieser Zahl verbirgt sich eine bemerkenswerte organisatorische und arbeitstechnische Leistung, die von Forstleuten, Waldarbeitern und Waldarbeiterinnen erbracht worden ist. In den folgenden zwei Jahrzehnten konnte der Harzbedarf der heimischen Industrie wieder durch Importe voll gedeckt werden. Während des Zweiten Weltkriegs blieben die Waldungen des Schwarzwalds von der Harznutzung verschont. Es standen in den Ostgebieten ausreichende Bestände zur Verfügung. Heute wird noch in der DDR, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Rußland sowie in Frankreich (Landes) und Portugal in großem Umfang geharzt.

1. Köhlerei

Quellen:

Blumenthal, K.: Bei den Kohlebrennern. Zeitschrift »Aus dem Schwarzwald« Nr. 3/1911, S. 49—57 (Blätter des württ. Schwarzwaldvereins).

Auskünfte der Witwe des verstorbenen Köhlers

Ernst Frey, Enzklösterle, und von Hans Blumenthal, Wildbad, einem Neffen von K. Blumenthal. Eigene Erfahrungen in den Jahren 1980, 1981 und 1983.

Fotos:

Hofphotograph Karl Blumenthal um das Jahr 1900; heute Archiv Fotohaus v. Schoenebeck, Wildbad.

2. Harznutzung

Literatur:

Feucht, Otto: Von Harzern, Pechern und Köhlern im Schwarzwald; Schwäbische Heimat; 12. Jg. 1961, Heft 4, S. 138—145.

Merkblatt des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Öle und Fette über die Kiefernharzgewinnung; Berlin 1916.

Akten der Forstämter des ehemals württembergischen Nordschwarzwalds.

Fotos:

Bild 1, 2, 3 Reproduktionen aus einem Merkblatt des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Öle und Fette; Berlin 1916; Repro-Negative im Besitz des Verfassers; Bild 4, 5, 6, 8 Foto Lindecke, Wildbad; Bild 11 Reproduktion eines privaten Fotos (Simmersfeld); Repro-Negativ im Besitz des Verfassers; Bild 7, 9, 10 Foto Schoch, Enzklösterle; Bild 12 Repro eines alten Fotos unbekannter Herkunft.

Hansjakob und das alte Handwerk

III. Die Harzer

Im obern Wolftale liegt das vielbekannte Schwarzwaldbad Rippoldsau am Fuß des waldigen Kniebis, den die Deutschen des Mittelalters kräftiger Kniebutz nannten. Oberhalb des Bades stand in den zwanziger Jahren noch das alte fürstenbergische Forsthaus, in welchem ein Revierförster residierte. Es war dies in jener Zeit ein alter, kränklicher Mann, namens Hug. Bei ihm erschien bald nach dem oben erwähnten Staatsexamen eines Tages ein flotter, junger Jäger in Uniform und mit dem Hirschfänger gegürtet. Er war über den Berg her vom unfernen Wittichen gekommen und stellte sich vor als: „Josef Anton Fürst, für Rippoldsau ernannter Forstadjunkt und Sohn seines Vaters, des Revierjägers in Wittichen." „Mit Schmerzen hab' ich auf Euch gewartet, junger Mann", antwortete der alte Nimrod, den das Zipperlein seit Jahren plagte, und der herzlich froh war, einen Helfer zu bekommen. „Das ist ein Hundedienst, jahraus jahrein auf dem Kniebis herumzustolpern und im Holzwald, im Kohl- und im Glaswald. Und dazu überall Frevler am Holz und am Harz, wahre Teufelskerle, die man nie erwischt. Und die schönsten Rehböcke holen sie einem auch. Da möcht' der Teufel Förster und Jäger sein. Mich hat der Zorn umgebracht und der Schnee auf dem Kniebis mir das Zipperlein in die Beine hineingefroren, so daß ich jedenfalls nicht mehr lange mitmache. Ich hab' drum schon lange meinem alten Freund, dem Oberforstrat von Koller, geschrieben, mir einen Adjunkten zu geben. Er meinte aber immer, ich könnte es noch allein machen. Aber die Forsträte und Forstherren haben gut reden, die schmecken nur in den Wald, und wenn's nichts zum Jagen gibt, dann gehen sie wieder. Holz- und Harzfrevler fangen sie keine."

„Als der Oberforstrat nun den letzten Sommer hier im Bade war, hab' ich ihn einigemal mitgenommen bei Regenwetter und ihm den Kniebis gezeigt und die von Frevlern angerissenen Fichten und die abgesägten Wurzelstöcke, da hat er's gesehen, daß eine jüngere Kraft nötig

sei, und mir einen Adjunkten versprochen. Gestern kam ein Schreiben von ihm, worin er mir einen schlauen und findigen Adjunkten anzeigt, und heute kommt Ihr. Also willkommen, Kollege, am Kniebis! Ihr seid in der Gegend aufgewachsen und kennt unsere Gebirgsforste. Euer Großvater war ja vor dreißig Jahren noch selbst Jäger hier, und drum seid Ihr mir doppelt willkommen."

„Herr Revierförster", nahm nun der Adjunkt das Wort, „bleibet Sie nur daheim von heut an, i will alles b'sorge, i hab' junge Bein' und Courage wie der Teufel. Schieße kann i no nit am besten, aber des schadet nichts; denn wenn unsereiner einen Frevler zu gut trifft, ist er gleich maustot, und des will man ou nit. Und weil die Wilderer so viel Rehböck' g'holt haben, so ist's gut, wenn ich die anderen mit meiner Büchs' schone, bis ich ein besserer Schütz' bin."

„Ihr g'fallt mir, Adjunkt", entgegnete der Förster und schüttelte dem Redner freudig die Hand. „Aber einen Rat will ich Euch geben fürs ganze Leben; denkt im Dienst immer an das schöne Sprichwort: ‚Allzu scharf haut nit, und allzu spitzig sticht nit.'" So trat der Seppe-Toni sein erstes Amt an, und noch in seinen alten Tagen sprach er von dem weisen Rat, den ihm sein erster Revierförster gegeben hatte.

Die größte Sorge des Forstadjunkts waren die Harzfrevler auf dem Kniebis. Mitten auf der Höhe des gewaltigen Gebirgsstockes liegen zerstreut zwischen Wald und Matten die Hütten der Gemeinde Kniebis und weiter unten die der Holzwälderhöhe. Die Leute sind blutarm in dieser rauhen Waldgegend. Die Wälder ringsum gehören „der Herrschaft", und sie selbst haben nur ihre Strohhütten und um diese herum ein wenig Gras für ihre Kühe und Ziegen. Ihre Armut machte sie zu Harz- und Holzdieben, und ich bin der allerletzte, der ihnen deshalb zürnt oder einen Stein auf sie wirft. Nachts, wenn die Sternlein über dem Kniebis standen, zündeten die Kniebiser im Walde Lichtlein an, jeder Mann eins, und dann zogen sie ins Dikkicht wie eine Lichterprozession, suchten die angerissenen Fichten auf und leerten deren Harzkanäle mittels Kratzeisen, oder sie rissen neue, saftreiche Bäume an, um sie fürs Harzen vorzubereiten. Keine Sekunde aber waren sie sicher vor den Revierjägern, die mehr denn einmal die Flüchtigen anschossen. Das so mühsam gewonnene Harz verarbeiteten sie in stillen, unbeschrieenen Stunden zu Terpentinöl, zu Wagenschmiere, zu Pech und zu Kienruß. Wie oft hab' ich in meiner Knabenzeit die Harzer vom Kniebis in Hasle an- oder durchfahren sehen! Sie hatten Handkarren, die sie vor sich herschoben, und auf diesen in hölzernen Kübeln ihre Ware. Ich erinnere mich besonders an einen alten, kleinen Mann; er hieß der Schmiere-Mathes und fuhr regelmäßig einigemal im Jahre bei unserem Hause vor, stellte seinen Karren da still und verhausierte seine Artikel. Wenn er dann in seinen ledernen Kniehosen und den langen Stiefeln in meines Vaters Wirtsstube saß, erzählte er oft vom Kniebis und seinen Herrlichkeiten. Er meinte dann, dieser Berg sei der merkwürdigste in der Welt, denn an ihm entsprängen vier wilde, stolze Flüsse: die Wolf, die Kinzig, die Rench und die Murg, und aus ihm kämen vier Gesundbrunnen: Rippoldsau, Griesbach, Peterstal und Antogast. Er enthalte Silber, und sein Eisen sei flüssig und speise die genannten Gesundbrunnen. Auf ihm wachse ferner allein in Deutschland das isländische Moos, das man bei uns sonst nirgends als in den Apotheken bekomme. Alle Potentaten, von den alten Römern an, hätten den Kniebis gekannt und dort Schanzen aufgeworfen. Aber auch das erzählte er, der alte Harzer, daß noch nicht lange Leute droben wohnten auf der Holzwälderhöhe und in der Gemeinde Kniebis; sein Vater sei als Kind dahin gekommen, als man im vorigen Jahrhundert „Menschen hinaufgepflanzt habe".

Fortsetzung Seite 241

Man greift nach jedem Strohhalm . . .

. . . wenn man sich auf das alte Gewerbe des Strohschuhmachens einläßt.

Emil Ruf, Titisee-Neustadt

Nur noch wenige, meist ältere Mitbürger, verdienen sich damit ein bescheidenes Zubrot. Neustadt im Schwarzwald ist offenbar ein „Zentrum" der „Strohschuhmanufaktur". Hier und im benachbarten Langenordnach werden mindestens noch in vier Haushaltungen „Straudepper" hergestellt. — Bei Frau Hermine Löffler hat das Strohschuhmachen eine gewisse Tradition. Schon im Elternhaus am Hornberg, oberhalb der alten St. Petrinischen Glashütte am Knobelswald, wurden diese behaglichen Wärmespender hergestellt. Als man langsam etwas älter wurde und bei ihr die Kinder aus dem Haus waren, erinnerte sich Frau Löffler an die Fabrikation am heimatlichen Hornberg. Sie hatte jetzt ja Zeit für eine Nebenbeschäftigung. Ihr Mann, Engelbert Löffler, gebürtig vom Oberen Ferndobel, avancierte nach seiner Pensionierung als städtischer Waldfacharbeiter bald in dem Handwerk seiner Frau vom „Lehrbue" und „Handlanger" zum hochgeschätzten, aber leider nicht hochbezahlten Fachmann für Materialbeschaffung und „Deppermanufaktur". Das sympathische und rüstige Ehepaar, das 1986 das Fest der Goldenen Hochzeit feiern konnte, betreibt mit Fleiß und viel Geduld sein urwüchsiges Geschäft in einem System überaus effektiver Arbeitsteilung. Vater Löffler hat seinen Wettbewerbern den großen Vorteil einer unmittelbaren Bezugsquelle für das erforderliche Rohmaterial voraus. — Auf seinem Gütle in wunderschöner, aussichtsreicher Lage am Oberen Ferndobel haust sein Bruder, der inzwischen 83jährige Josef Löffler. Bisher war er ein einigermaßen rüstiger Haudegen, aber allmählich wird ihm das einschichtige Leben auf dem abgelegenen Ort doch beschwerlich. Immerhin hat der Ferndobel-Sepp bis jetzt seiner Schwägerin und seinem Bruder Engelbert das Roggenstroh für die Strohschuhmacherei zuverlässig geliefert. Und zwar in einer Qualität, die ihresgleichen sucht. Bei der Erzeugung des Rohstoffes „Roggenstroh" wird auf dem Oberen Ferndobel mit Sorgfalt zu Werke gegangen. Man wählt ein gutes, zugekauftes Saatgut, kein selbstgezogenes. Wenn davon auch nicht extra die Rede ist, so handelt der Ferndöbler hier doch nach bewährten biologischen Grundsätzen. Beim Säen von Hand wird schön gleichmäßig portioniert, nicht zu dicht, aber ja auch nicht zu weit auseinander, denn dann würden die Halme zu stark. Das gäbe kein gutes Stroh zum „Zopfen" von Strohschuhflechten. — An einer trockenen, sommerigen Halde am Fuß des Steinbergs zwischen Waldau und Neukirch, in über 1000 Meter Meereshöhe, reift der Roggen des Sepp. Die Körner geben nach dem Schroten ein wertvolles Viehfutter, das Stroh ist zum großen Teil für die Strohschuhmacherei des Ehepaares Löffler bestimmt. — Beste Qualität ist zu erwarten, wenn mehrheitlich trockenes Sommerwetter herrscht. Dann wird das Stroh schön hellgelb und elastisch. Ist der Sommer verregnet, gibt es nur minderes Stroh von dunkler Färbung, das mehr brüchig ist. Bei anhaltend schlechtem, nassem Wetter ist es für die Fertigung von Strohschuhen nicht zu verwenden. — Zum Düngen nimmt der Ferndobel-Sepp den

Hermine Löffler beim Flechten eines Strohzopfs

Stallmist. Er verachtet aber auch das Nachhelfen mit etwas Kunstdünger nicht. — Das schnittreife, etwa mannshohe Getreide wird bei trockenem Wetter gemäht, von Hand mit der „Sägis". Zum Fruchtmähen nimmt man ein „Sensenworb" mit einem „Reff", das ist ein am Sensenstiel befestigter Bogen, der ein Umlegen der Halme in schönen, breiten Schwaden bewirkt. — Der Roggen bleibt etwa 2—3 Tage liegen, dann ist er, sofern das Wetter günstig ist, „dürr", also ordentlich trocken zum Garbenbinden. Die gebundenen Garben werden gleich in die Tenne gefahren. — So etwa nach Lichtmeß geht es an's Dreschen. Das geschieht auf dem Oberen Ferndobel noch mit einer „Stiften-Maschine" (nicht mit einem Breitdrescher). Es wird jeweils nur eine tüchtige Handvoll Dreschgut in die Maschine eingeführt, die Ähren voraus. Bei dieser Handhabung wird das Stroh durch den Dreschvorgang nicht beschädigt. Das Stroh wird dann in „Wellen" gebündelt, umfangreicher als bei Garben. Da das Material vor dem Flechten noch mehrfach behandelt werden muß, ist ein gleichmäßiges Begrenzen des Bündels oben und unten, wie das beim sogenannten „Schaub" geschieht, hier nicht notwendig. (Der „Schaub" wurde und wird teilweise heute noch beim Decken von Strohdächern verwendet.)

Wenn beim Bruder Engelbert in „der Neustadt" das Rohmaterial am Ausgehen ist, wird Nachschub im Ferndobel geholt.

Die erste Prozedur vor dem „Zopfen" ist das Einweichen des Strohs. Bei Löfflers verwendet man dazu das zum Einweichen der Wäsche benutzte Wasser. In einer Zinkwanne wird das Stroh in einer milden Lauge geweicht. Das im Weichwasser enthaltene Waschmittel macht die Halme schön geschmeidig. — Nun folgt das Putzen. Halm für Halm muß von etwa noch vorhandenen Ähren, Blattwerk und anderen Unreinheiten befreit werden. Vater Löffler greift buchstäblich nach jedem Strohhalm. — Nach dieser Geduldsprobe widmet man sich einer etwas gefälligeren Tätigkeit, bei der auch mal die Enkel, wenn sie gerade zu Besuch sind, gerne mithelfen. Das Material wird auf dem Zementfußboden der Waschküche gründlich mit den Schuhen getreten, damit die Halme flacher und geschmeidiger werden, was den Flechtvorgang sehr erleichtert. Zum „Zopfen" nimmt Frau Löffler 3 „Drome". Etwa 3—5 Halme, je nach Stärke des Strohs, ergeben ein „Drom". (Das „Drom" ist ein alter mundartlicher Begriff, der z. B. auch verwandt wird, wenn jemand während seiner Rede „den Faden verliert": — „Jetz han i 's Drom velore.") — Sie flicht mit Schnelligkeit und erstaunlicher Akkuratesse mittels der 3 „Drome" einen beinahe „endlosen" Strohzopf, bis zu einer Länge von 40—50 Meter. Jedes einzelne Zopfglied wird durch einfühlsames Drücken und Wenden in die für das spätere Zusammennähen günstigste Fasson gebracht. — Vaters Aufgabe ist jetzt ein

nochmaliges Putzen des Geflechts, wobei mit der Schere vorhandene Rauheiten beseitigt werden. Zu diesem Geschäft werden etwa gerade zu Besuch weilende Kinder und Enkel gerne angestellt.

Werkstatt ist die Küche. Hier hat man ein recht beachtliches Sortiment Schuhmacher-Leisten in verschiedenen Größen. Fehlt die gewünschte Leistengröße, behilft sich Vater Löffler, indem er an den Fersenteil des Leisten ein Filzstück anheftet, wodurch der Leisten verlängert wird. Bei dem elastischen Rohstoff Stroh kann man auf eine übertrieben genaue seitliche Größenbegrenzung verzichten. — Stücke von gestrickter Wolle, etwa ausgediente Pullover, werden von Frau Löffler so um den Leisten genäht, daß dieser vollständig umhüllt, geradezu eingepackt ist. Diese erste Umhüllung des Leistens wird zur späteren Oberfläche des Futters in den fertigen Schuhen. Der Raum zwischen Sohle und Futter auf dem Leisten wird mit einer Füllung aus weicher, ungesponnener Schafwolle gepolstert und von Hand vernäht. — Eine wichtige Arbeit beim Formen des Schuhes ist die Herstellung der Strohsohle. Das Strohgeflecht wird von innen nach außen in eine Art elliptischer Spiralen gelegt. Lange Erfahrung und Studium der Materie hat das Ehepaar Löffler gelehrt, hierbei nach selbst festgelegten Normen zu verfahren. Die Länge des Zopfes für die Sohle ist von der beabsichtigten Schuhgröße abhängig. Wenn hier nicht aufgepaßt wird, steht die Sohle an der Frontseite der Schuhe über, was unschön wirkt. — Ist die Sohle fertig, wird sie mit Schuhmacherstiften (Taks) auf die mit Polsterung und Futter versehene Leisten-Unterseite geheftet. — Die Stifte werden entfernt, wenn das Flechtenlegen um den Leisten herum beendet ist. — Der Strohzopf wird nach dem Heften auf die Sohle seitlich um den Leisten herumgelegt und vernäht. Für Erwachsenengrößen braucht man 5—6 übereinanderliegende Reihen, für Kinderschuhe entsprechend weniger. Bei der Belegung des Leistens an der Oberseite, über dem „Riehen", dem Fußrükken, muß auf eine ausreichend große Öffnung für ein bequemes Hineinschlüpfen geachtet werden. Allerdings darf der Schuh auch nicht nach kurzer Zeit schon ausgeleiert sein.

Der Strohschuh ist nun im wesentlichen fertig. Vater Löffler gibt den fertigen Exemplaren schließlich mit einem gehobelten Rundholz noch den letzten Schliff. — Daran anschließend nimmt sich Frau Löffler die Schuhe zum Einfassen der Öffnungsränder vor. Als Verzierung wird die Öffnung etwa mit Plüsch oder buntgemustertem Stoff nach Wahl des Kunden eingerahmt. Auf der Oberseite wird ein hübsches Emblem angebracht. Beliebt sind bunte Wolle-Bollen, natürlich wesentlich kleiner als bei dem berühmten Gutacher Bollenhut. — Den absoluten Schluß bildet das Sohlen der Schuhe. Gewöhnlich wird dazu Gummi von dünnen Auto-Schläuchen genommen. Gummi als Sohlenmaterial ist widerstandsfähiger als die

Engelbert Löffler legt den Strohzopf um den Leisten

Aus der Strohschuhmacherei-Werkstatt bei Familie Löffler in Neustadt

weiche Lederqualität, die man als Sohle für die Strohschuhe verwenden kann. Sofern Ledersohlen gewünscht werden, wird das Material von den Kunden mitgebracht. — In die zugeschnittenen Sohlenstücke werden Heftlöcher gestanzt. Zum Aufnähen nimmt man Nylonschnur, die mit einer segmentförmigen Spezialnadel durch die Löcher gezogen und mit der die Sohle am Schuh befestigt wird.

Gut gearbeitete Strohschuhe erfreuen sich auch heute noch einer großen Beliebtheit. Sie sind weich und schön warm und sehen außerdem noch hübsch aus. Als originelle Hausschuhe werden sie vermutlich gleichermaßen gern von Bauern, Arbeitern und Bürgern getragen und zwar von Groß und Klein. — Die Hexen und Schementräger der alemannischen Fasnet brauchen sie für ihren Mummenschanz. Nicht selten werden schöne Stücke als Wandschmuck für rustikale Wohnräume benutzt.

Der erzielbare Erlös entspricht einem kärglichen Stundenlohn, wenn man bedenkt, daß für ein einziges Paar solide gefertigter „Straudepper" etwa 15 Arbeitsstunden nötig sind.

Der 1986 verstorbene Rektor Alfons Diemer, Furtwangen, hat in einem Beitrag in den „Mitteilungen des Geschichts- und Heimatvereins Furtwangen" im Januar 1979 über das Strohflechten die Sorge ausgedrückt, daß das alte Gewerbe des Strohschuhmachens bald aussterben könnte. — Es hat sich tatsächlich bisher als erstaunlich robust erwiesen. Allerdings scheint es, als ob heute, fast ein Jahrzehnt nach der Veröffentlichung des Rektors Diemer, immer noch die gleichen Leute am Werk sind, aber halt um fast zehn Jahre älter. — Die Hauptschwierigkeit, die Rektor Diemer damals sah, nämlich die Beschaffung des Rohstoffes Stroh in der speziell für das Strohflechten zuträglichen eher altmodischen Dreschform, ist heute noch wesentlich größer geworden. — Nachfrage nach Strohschuhen ist zweifellos noch vorhanden. Ob sie auf die Dauer befriedigt werden kann, scheint aber sehr fraglich. — Vielleicht gelingt es dem vielbeschworenen schwarzwälder Witz und Erfindungsgeist, sich hier an einer zwar nicht spektakulären Aufgabe zu bewähren, um ein altes, liebenswertes Hausgewerbe unserer Heimat am Leben zu erhalten.

Fortsetzung von Seite 236

Die Kniebis-Männer und -Burschen führten ihre Harzprodukte bis hinab gen Karlsruhe durch alle Städtchen und Dörfer. Und wenn sie heimkamen, so erzählte mir im Herbst 1896 noch ein alter Mann, ließen sie aus dem unfernen Bergdorf Kaltbrunn Musikanten kommen und sich in ihrem Waldwirtshaus aufspielen zum Tanz und hatten gute Tage, bis das Geld alle war. Dann ging's wieder mit den Lichtern in den Wald, und es ward neues Harz geholt von unseres Herrgotts Fichten.

Mit diesen vielgeplagten und so selten frohen Menschen sollte der Forstadjunkt Fürst sich herumschlagen bei Wind und Wetter, im Regen und Schnee. Dazu kamen noch die Holzdiebe, welche es namentlich auf glatte, schöne Tannen abgesehen hatten, die sich gut zu Brettern und zu Schindeln verarbeiten ließen. Die Schindeln wurden ebenfalls „verhausiert" im Kinzigtal, die Bretter aber kamen durchs Renchtal nach Straßburg. Die Liebhaber solcher Sägeklötze wohnten aber weniger auf dem Kniebis als drunten im Renchtale. Bevor der zukünftige Teufelsteiner im Revier war, gingen die Frevler in den finstersten Nächten und beim schlechtesten Wetter an die Arbeit; denn da, wußten sie, kommt der kranke Förster nicht, und Waldhüter gab es keine, weil der Förster die Waldhut hatte, und wenn einer oder der andere existierte, so war er aus der Gegend, also Fleisch von der Harzer Fleisch, und drum nicht so gefährlich. Der Forstadjunkt ging aber alsbald gerade zu diesen Zeiten auf die Suche und hatte leicht finden, weil die Lichtlein der Harzer ihm den Weg zeigten. Doch das Knistern eines Reises, auf das er trat, machte die Lichtlein erlöschen, und aus war's mit dem Erwischen. Dazu kam, daß, wenn er sie im Glaswald suchte, sie im Kohlwald harzten, und wenn er auf den Holzwald stieg, sie die Tannen am Eichelberg holten. So ging der Harz-, Schindeln- und Bretterdiebstahl noch einige Zeit fast so stark wie bisher. Es kam vor, daß die Renchtäler am Abend einen Stamm holten, in der Nacht versägten und am Morgen versandten, so daß, wenn der Adjunkt ihren Spuren nachging, er so gut wie nichts mehr vorfand, wenn die Sonne aufgegangen war.

Aber das Harz konnte nicht so rasch verarbeitet werden, und der Forstadjunkt war ungemein schlau im Entdecken von Harzlagern inner- und außerhalb der Hütten auf dem Kniebis. In den Kellern und unter den Misthaufen stöberte er zentnerweise Harz auf. Manchen Sack voll des klebrigen Stoffes jagte der Seppe-Toni von Wittichen den Waldleuten auch dadurch ab, daß er ihre Gespensterfurcht benützte und Gespenst und Teufel spielte. Traf er nachts im Walde ein- oder das anderemal einen Trupp, der auf dem Heimweg war, so verhielt er sich mäuschenstill. Er folgte den Leuten unsichtbar und warf nur von Zeit zu Zeit kleine Steinchen in die nächtlichen Wanderer. Das wurde diesen nach einiger Zeit so unheimlich, daß sie glaubten, es sei etwas Ungerades oder der leibhaftige Gottseibeiuns in der Nähe. Wenn dann der Harzwächter noch plötzlich mit einer übermächtigen Drohstimme irgendein Geisterwort losließ, warfen die Leute ihre Säcke ab und flohen blindlings. Ertappte er einen oder den anderen an Sonntagmorgen, wo mit Vorliebe geharzt wurde, so transportierte er ihn, mit gespanntem Hahn ihm folgend, vor die Kirche drunten unterhalb des Bades, beim „Klösterle", und da mußte er, mit seinem Harzsack beladen, stehen bleiben, bis die Leute aus dem Gottesdienst kamen und den eigenartigen Sabbatschänder sahen. Der Harzhandel und der Bretter- und Schindeln-Export ins Unterland kamen drum zeitweilig ins Stocken. Beliebt war so der Forstadjunkt nicht bei den Harzern und Holzdieben, und mehr denn einmal feuerten sie nächtlicherweise auf ihn und er auf sie. Aber doch taten sie an ihm Christenpflicht, als er einst auf ihrer Höhe sich zum Sterben niedergelegt hatte.

Die Schiltacher ließen uns Buben nicht leicht mitfahren, während die von Wolfe und Schenkenzell, wenn wir die Logel füllten, gerne ein Stück weit uns mitnahmen, uns Buben ein Hochgenuß, von dem ich in meinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit" gesprochen habe. Die Schenkenzeller hatten allein noch das uralte Privileg der Flößerknechte, das darin bestand, daß abwechselnd jeder auf seine Rechnung auf dem Floß eine Partie Bretter mitführen durfte, mit denen er dann Handel trieb. Es hieß dieses Privileg „der Katzenfloz". Wie eine Katze auf dem Tisch, so lag der kleine Floz des Knechts auf dem großen seines Herrn, daher der Name. Zu den Schenkenzellern gehörten in meiner Knabenzeit der Flözer-Nazi, der Flözer-Xaveri, der Flözer-Karle, der Schmider am Tannensteg, der Almend-Basche, der Salesi uf'm Almend und der Bachvogt Wolber im Wolbersloch. Von diesem Bachvogt geht heute noch ein geflügeltes Wort durchs obere Kinzigtal. Als einst ein Floß aus dem Kaltbrunn im Reinerzauer Bach lag, der bei Schenkenzell in die Kinzig mündet, und nicht in diese geschafft werden konnte, weil er „nicht laufen" wollte, kam ein anderes Floß aus dem hinteren Tal des Baches daher und konnte, da dieser zu schmal war für zwei Flöße und der erste still lag, nicht passieren. Da erschien der Amtmann Fernbach von Wolfe mit dem Bachvogt Wolber und fragte diesen, ob man nicht den hinteren Floz über den vorderen wegfahren lassen könne. Nun legte der Vogt vor allen Flözern seinen Zeigefinger auf die Stirne, schaute den Amtmann an und sprach: „O, wie dumm, Herr Amtmann!" Seitdem, wenn einer was recht Gescheites sagt und der andere begreift's nicht, heißt's im oberen Kinzigtal: „O, wie dumm, Herr Amtmann!"
Ich sah in meiner Knabenzeit auch manch Flößergespann auf seiner Heimkehr vom Rhein herauf beim Frankfurterhans einkehren und trieb mich bei ihnen in der Wirtsstube herum, denn die Adlerwirtin war meine Göttle (Patin), und ich hatte deshalb freien Zutritt. Hatten sie gute Fahrt gemacht, die Wald- und Wasserleute, so fuhren sie auf einem Leiterwagen daher; hatten sie lange Fahrt gehabt und wenig verdient, so kamen sie zu Fuß das Tal herauf, ihre gewaltigen Äxte auf der Schulter und daran die Tauringe hängend. Es waren lauter wetterharte Männer, die im Winter im Wald, im Sommer auf dem Wasser ihr Leben zubrachten. Unter ihnen befanden sich von den Wolfachern der Turm-Sepple oder Turmpuberle, weil er auf dem Schloßturm zu Wolfe wohnte und zugleich Nachtwächter war, der vom Turme herab die Stunden pupte; dann der Grete-Hans, Hans Trier, nach seiner Frau, die Grete hieß und im Hause das Regiment führte, so benannt; der Muserle, welcher in freien Zeiten Mäuse fing; der Kohli und der Longinus. Der letztere war Obmann eines Gespanns und beim Flözen stets mit heiler Haut davongekommen, verunglückte aber auf der Eisenbahn. Er stieg einst zu Offenburg in den Zug, um heimzufahren; da fielen ihm die Flözerstiefel aus den Händen und auf den Bahnkörper. Er will sie aufheben, als der Zug sich eben in Bewegung setzt, und wird zermalmt.
Einer der Wolfacher hieß der Birekorb und ein anderer der Russ', weil er einer der wenigen gewesen war, die, mit Napoleon nach Rußland gezogen, heimkehrten. Der Russ' hieß nach seinem Vornamen auch der „Remigi". Dieser, schon ein älterer Mann, kam in meiner Knabenzeit einmal bei Steinach unter das Floß. Da es lange ging, bis seine Kameraden ihn wie leblos unter demselben hervorbrachten, so hielten sie ihn für tot. Der Muserle schrie ihm noch in die Ohren: „Remigi, glaubst du an die heiligste Dreifaltigkeit?" Der Remigi schwieg, und jetzt erklärte ihn der Muserle für maustot. Sie holen im Dorfe Steinach einen Karren, legen ihn darauf und führen ihn zum Adlerwirt in dessen Hausflur. Die schweren Flößerstiefel müssen aber dem toten Remigi ausgezogen werden. Doch sie sind zu naß und halten zu fest am nassen Leib und gehen nicht. Der Birekorb meint: „Wir schneiden sie auf!" Das hört der Remigi und ruft plötzlich: „Laßt mir meine Stiefel ganz!" „Er lebt, er lebt!" schreien jubelnd die Kameraden, bringen den Russen in ein warmes Bett, und am anderen Tag ist er wieder kreuz-

fidel und hat noch manchen Floz ins Land gefahren und manchen Schoppen getrunken beim Frankfurterhans. Aber er mußte noch oft hören: „Remigi, glaubst du an die heiligste Dreifaltigkeit?" Und wenn die Wolfacher Flößer in Hasle durchfahren, gab es böse Buben genug, die ihnen zuriefen: „Glaubt ihr an die heiligste Dreifaltigkeit?" Die Flößer wußten immer was zu erzählen, wenn sie zum Frankfurterhans kamen, und ich höre diesen jetzt noch lachen, und lachen konnte der dicke Hans, daß die Fenster zitterten. Einmal war der Flößer und Seiler Oberle von Wolfe als Steuermann unterhalb Offenburg in einen Winkel des Flusses gefahren, und es hatte „Haufen" gegeben, das heißt die hinteren Gestöre waren auf die vorderen geworfen worden. Das gab viele Arbeit, den Floz wieder flott zu bekommen, und seine Mitflözer schimpften den Oberle, weil er so schlecht gerudert habe. Der aber, ein älteres „Male", meinte: „Wenn alle zwölf Apostel am Ruder gestanden, wären sie in den Winkel gekommen." Fortan hieß jene Krümmung bei den Flözern der Apostelwinkel, ein Name, den der Oberle nicht gerne hörte.

In Willstätt angekommen, wurde der Floz den dortigen Flößern übergeben, die ihn bis Kehl führten. Die Kinzigtäler aber erhielten auf Rechnung der Schifferherren ein flottes Mahl im Adler oder in der Krone, und dann ging's wieder landaufwärts, um einen neuen Floz „einzubinden" und abermals ins Land zu fahren. Die schönste Fahrt alljährlich war die letzte um Martini. Bei dieser bekam ein jeder der braven Männer, die seit Frühjahr so manche Todesfahrt gemacht, nach der Flözerzeche von der Wirtin zum Abschied einen Strauß auf den Hut, die Schifferherren ließen sie auf ihre Kosten heimführen, und an allen Stationen das Kinzigtal hinauf erhielten sie von jedem Wirt, bei dem sie während der Floßzeit eingekehrt, einen Freitrunk. Das war eine Flözerleistung, von Willstätt bis Wolfe, zwölf Wegstunden weit, sich durch-zu-trinken. Die Flößerknechte selbst hatten das Sprichwort: „Nach der letzten Fahrt gibt's a Strüßle und a Rüschle." Aber die Wackeren vergaßen an jenem Tag auch Weib und Kinder nicht; jedes bekam ein „Martini-Krämle", wenn der Vater heimkam von der letzten Fahrt, denn Mutter und Kinder hatten, ehe sie zu Bett gingen, das Jahr über manch ein Vaterunser gebetet, auf daß der Vater glücklich heimkomme von der gefährlichen Fahrt ins Land. Wenn dann die Nebel über die Wälder des oberen Kinzigtals hinzogen, die Meisen an die Fenster kamen und den Winter ankündigten, zogen die Flößer als Holzmacher ins Tannengrün, fällten die Bäume für die Flöße des kommenden Frühjahrs und erzählten sich beim Waldfeuer von den Flößerzechen und den guten Trünken des Sommers. Die durstigen und lustigen Wasserleute wurden bis zum Frühjahr genügsame Waldleute, und der alte Remigi tröstete sie, wenn's recht kalt war im Walde und Eiszapfen an den Tannen hingen, mit der Schilderung seiner Strapazen auf den Eisfeldern Rußlands.

War das Poesie oder nicht? Jetzt wanken die Leute im Kinzigtal matt und blaß und krank aus den Fabriken, und die schöne Flößerzeit ist nicht bloß im Heuwich, sondern auch auf der Kinzig, wo sie noch etwas länger lebte, tot. Selbst die derben, massiven Schiltacher Flößer haben der in ihrer Volksseele gelegenen Poesie nicht zu widerstehen gewußt und gefühlt, was sie begruben, da sie 1894 den letzten Floz das Kinzigtal hinabführten. Drum haben sie ihn mit grünen Tannen besteckt, diese Tannen mit schwarzem Flor behangen und auch sich und ihre Stangen und Äxte mit der Farbe der Trauer umschlungen. Wehmütig fuhren sie so den Fluß hinab, noch wehmütiger kehrten sie heim, denn auch ein Flözer ist ein Naturkind, und Naturkinder fühlen es, wenn jene Göttin irgendwo stirbt, deren Name sie nicht einmal verstehen, deren beseligendes Wehen sie aber inne werden in ihrer Volksseele. Heute leben die braven Flößer, diese tapferen Wald- und Wasserleute, nur noch im Sprichwort: „Grob wie ein Flözer." Als ob Leute fein sein konnten, die keine Zahnstocher und keine Zündhölzer, sondern Tannenbäume transportierten und jahraus jahrein in Wasser und Wald in Todesgefahr stan-

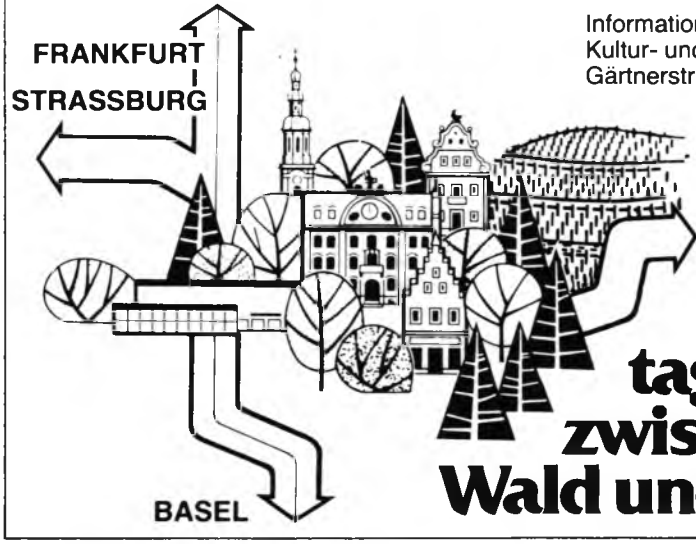
den! Wahrlich, mir ist ein derber, grober, ehrlicher Flözer lieber, als ein hohlköpfiger, faulenzender Gigerl und Komplimentenmacher. Und ich habe deshalb immer gerne gehört, wenn vor Jahren mein Landtagskollege Hofrat Buß, auch ein Kinzigtäler, mich wegen meiner großen Gestalt, wegen meines großen Hutes und wegen meiner „derben Bauernnatur" stets nur „den Flözer" nannte. Mir waren die Flözer von Jugend auf liebe Leut', und so oft ich in späteren Jahren noch solche die Kinzig herabfahren sah, hab' ich mich gefreut und freue mich jetzt, ihnen und ihren Schifferherren hier ein kleines Denkmal setzen zu können. Und drum wieder zurück zum Schiffer-Schang und zu seinen großen Taten und Fahrten.

Aus: „Waldleute", Verlag Stadt Haslach im Kinzigtal, 11. Auflage, 1984

Kongresse, Tagungen, Ausstellungen...

Offenburg **Gastliche Stadt mit Atmosphäre und idealen Voraussetzungen.**

Verkehrsgünstige Lage: Autobahn A 5 Karlsruhe-Basel, B 3, B 33, IC-Halt, Flugplatz · Räume für 50 - 8000 Personen · Besonders geeignet für Kongresse mit Fachausstellungen · 5000 Parkplätze · Gepflegte Hotels und Gaststätten (Badische Küche, sonnenverwöhnter Wein) · Reizvolle Umgebung (Ortenau, Mittlerer Schwarzwald, Badische Weinstraße, Straßburg) · Perfekter Service · Rahmenprogramme.



Informationen:
Kultur- und Verkehrsamt
Gärtnerstraße 6 · 7600 Offenburg ·
Telefon (0781) 82253

Oberrheinhallen-GmbH
Messeplatz · Postf. 2110
7600 Offenburg
Telefon (0781) 52031
Telex Offenburg
752725 orhog d

tagen zwischen Wald und Reben

1887 — Vor 100 Jahren ging im Wolftal die Flößerzeit zu Ende

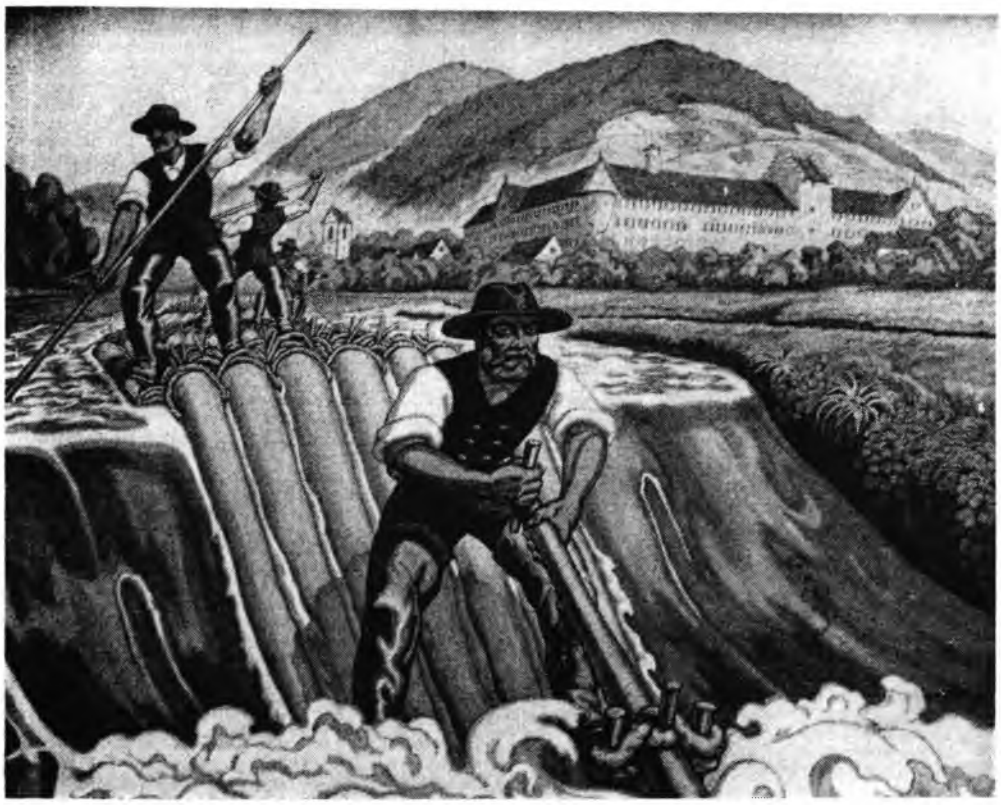
Adolf Schmid, Freiburg

1887 — dem Historiker fällt manches ein, was vor 100 Jahren passiert ist: Helmholtz wird erster Präsident der von Siemens gestifteten „Physikalisch-Technischen Reichsanstalt" als oberster Maß- und Gewichtsbehörde im Zweiten Deutschen Reich; Debussy schreibt seine Orchester-Suite „Le Printemps"; Daimler fährt mit einem vierrädrigen Kraftwagen mit Benzinmotor spazieren; Papst Leo XIII. erklärt den „Kulturkampf" für beendet . . .

Beendet wurde im Wolftal 1887, im Herzen des Schwarzwaldes, die Flößerei — für das Weltgeschehen sicher ein kaum bedeutendes Ereignis, für die Rippoldsauer und Schapbacher eine wichtige Zäsur in ihrer Wirtschaftsgeschichte.

„Unter allen großen und kühnen Unternehmungen, wozu die Auri sacra fames den Menschen antrieb, kenne ich keine, die bedeutender und bewundernswürdiger ist als der Bau und die Behandlung einer solchen ungeheuren, daher sich bewegenden Maschine, deren man sich auf dem Rhein vorzüglich vor allen anderen Flüssen in Europa und vielleicht in der ganzen Welt zum Holzhandel bedient. Sie sind die Riesen unter unseren Fahrzeugen. Man denke sich eine schwimmende Holzinsel von ungefähr 1000 Fuß in der Länge (ca. 315 m) und 90 Fuß in der Breite (ca. 28 m), in deren Mitte 10 bis 13 geräumige Hütten, von Brettern zusammengefügt, angebracht sind, worauf ein mittelmäßiges Dorf Platz haben könnte, und die von 400 bis 500 Ruderknechten und Arbeitern bewohnt wird: so kann man sich ungefähr einen Begriff von einem Floße machen, das der majestätische Rhein auf seinem stolzen Rücken, wie ein anderer Atlas, der die Welt trug, vor den Augen seiner freudigen Uferbewohner daherträgt . . ."[1])

Der Gelehrte Gregor Lang aus Koblenz hat 1789 — also noch einmal ein Jahrhundert zuvor — sich so begeistert gezeigt in seinem Buch „Reise auf dem Rhein", fasziniert von diesen Riesenflößen, die vom Schwarzwald kamen und auf dem Weg waren nach Holland. Von Straßburg über Speyer bis Amsterdam gab es viele interessante Holzmärkte, vor allem war das Bauholz aus dem Schwarzwald gesucht. Berühmt aber waren die „Holländer", die kräftig gewachsenen Tannenstämme, die das umtriebige Volk der holzarmen Niederlande für seinen Schiffsbau brauchte, für den Aufbau einer großen Seemacht. Es lohnt sich immer ein Besuch im Rheinmuseum in Koblenz, um sich hier ein besseres Bild zu machen; man findet dort u. a. eine großartige Dokumentation der Geschichte der Flößerei mit einem Modell eines „Holländer-Floßes", auf dem bis zu 500 Menschen beschäftigt waren. Das „Leben an Bord" hat H. Hermann, der erste Zentralsekretär der Kommission für die Rheinschifffahrt, protokolliert: Auf solchen Flößen war eine fast vollständige Wohnung eingerichtet für den Floßmeister und seine Leute mit den notwendigen Wohn- und Schlafstellen, mit Küche und Speiseraum, mit Bäckerei, Schreinerei, mit Magazinen für die Lebensmittel; natürlich wurde Geflügel gehalten, zum täglichen Verzehr, und auch anderes Kleinvieh

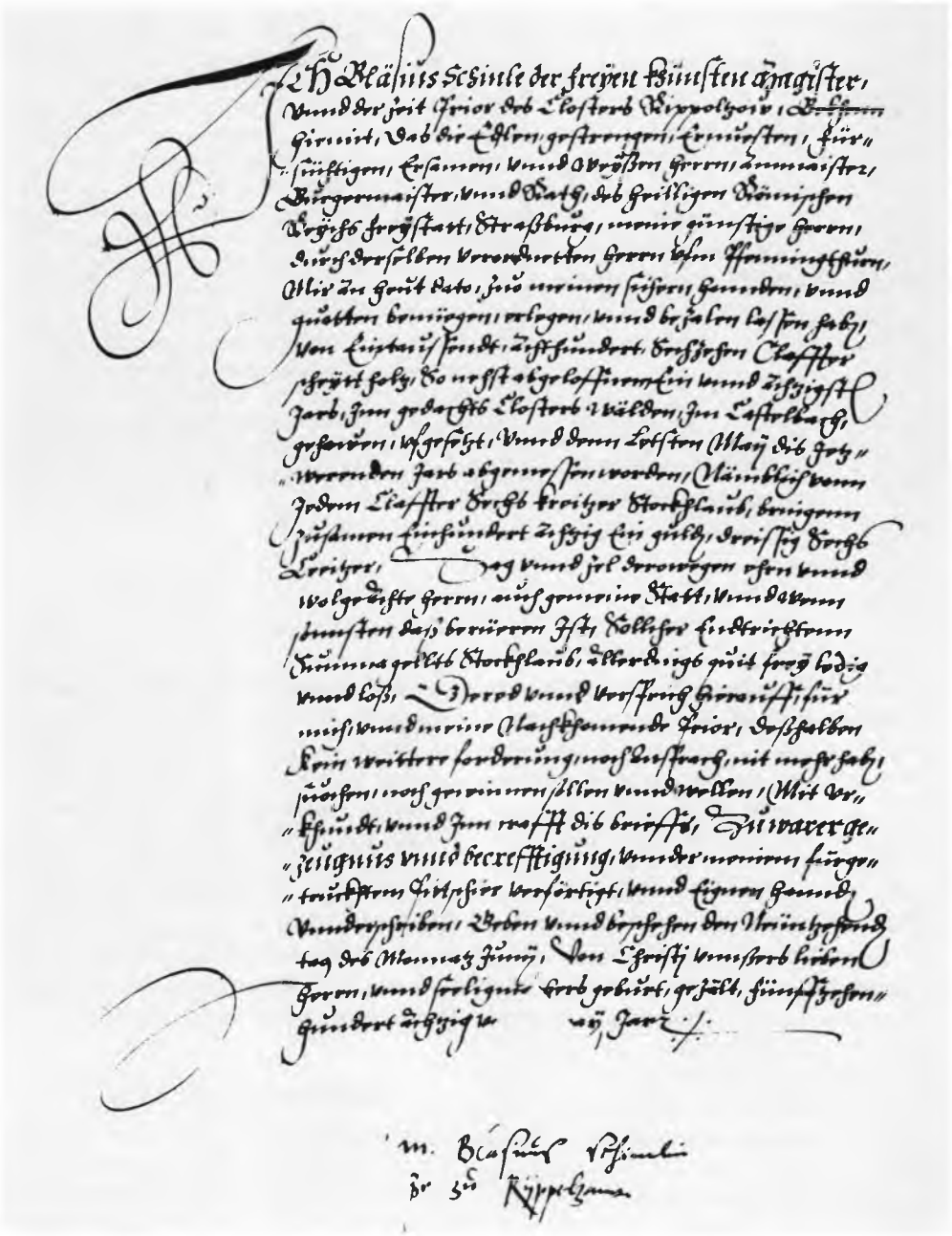


An längst vergangene Zeiten erinnert dieser Ausschnitt aus dem Putzgemälde in Wolfach (Eduard Trautwein, Wolfach)

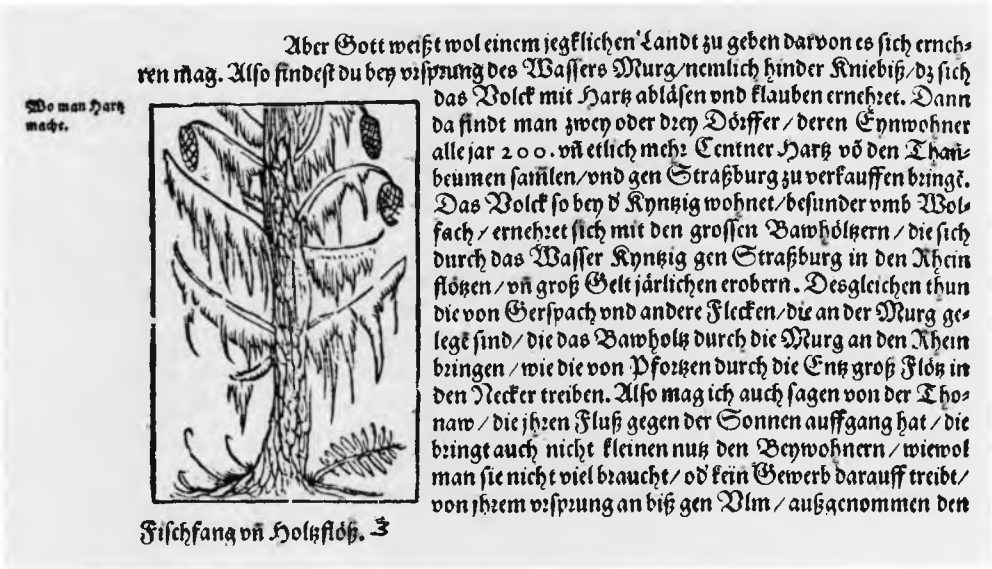
lieferte Frischfleisch. Dennoch wurden unglaublich große Mengen Proviant mitgeführt: 50 000 Pfund Brot, 20 000 Pfund Fleisch, 15 000 Pfund Käse, 14 Zentner Butter, 80 Zentner getrocknetes Gemüse, einige Dutzend Fässer voll mit heimischem Bier; daß auch der Schwarzwälder Schnaps bei der „Marschverpflegung" nicht fehlte, ist anzunehmen, auch wenn H. Hermann dies nicht eigens erwähnte.

Die Flößerei muß schon im Mittelalter begonnen und im 16. Jahrhundert in größter Blüte gestanden haben. Die Holland-Flößerei ist freilich erst im 17. Jahrhundert „in Mode" gekommen. Vorher — bis 1681 — war es vor allem die Stadt Straßburg, die das Holz aus den Wäldern der Fürstenberger, aus dem Rippoldsauer Klosterwald oder aus dem Schapbacher Bauernwald aufkaufte; in den Straßburger Archiven lagert eine reiche, interessante Korrespondenz zwischen den Wolftäler Holzherren und der Straßburger Stadtverwaltung[2]).

Die Menschen dieser Waldlandschaft suchten ihren Nutzen mit Wagemut und Einfallsreichtum. Ihr einziges Vermögen war der Wald. Das Holz mußte geschlagen werden und auf den „Riesen", diesen gigantischen Rutschbahnen, ins Tal befördert werden, ans Wasser. Die Arbeit im Walde war früher für



Blasius Schinle, Magister der freien Künste und Prior im Kloster Rippoldsau (später Abt in Villingen), verkaufte 1584 an die „Heillige Römische Reychs Freystatt Straßburg" 1816 Klafter Scheitholz aus dem Kastelbach für gut 181 Gulden (Archives de la Ville de Strasbourg)


Aber Gott weißt wol einem jeglichen Landt zu geben darvon es sich ernehren mag. Also findest du bey vrsprung des Wassers Murg/nemlich hinder Kniebiß/dz sich das Volck mit Hartz abläsen vnd klauben ernehret. Dann da findt man zwey oder drey Dörffer/deren Eynwohner alle jar 200. vñ etlich mehr Centner Hartz vō den Thannbeumen samlen/vnd gen Straßburg zu verkauffen bringē. Das Volck so bey d' Kyntzig wohnet/besunder vmb Wolfach/ernehret sich mit den grossen Bawhöltzern/die sich durch das Wasser Kyntzig gen Straßburg in den Rhein flötzen/vñ groß Gelt järlichen erobern. Desgleichen thun die von Gerspach vnd andere Flecken/die an der Murg gelegē sind/die das Bawholtz durch die Murg an den Rhein bringen/wie die von Pforzen durch die Entz groß Flötz in den Necker treiben. Also mag ich auch sagen von der Thonaw/die jhren Fluß gegen der Sonnen auffgang hat/die bringt auch nicht kleinen nutz den Beywohnern/wiewol man sie nicht viel braucht/od' kein Gewerb darauff treibt/von jhrem vrsprung an biß gen Vlm/außgenommen den

Wo man Hartz machet.

Fischfang vñ Holtzflöß. Z

die meisten Rippoldsauer und Schapbacher selbstverständlich, es gab kaum eine Alternative. In „Rotten“ von zehn bis fünfzehn Männern wurde im mächtigen Waldgebiet südlich des Kniebis gearbeitet — vor allem im Dienst des Klosters bzw. der Pfarrei oder der Fürstenberger (deren Wolftäler Besitz freilich 1934 verstaatlicht wurde) oder der Bauern. Durch Generationen waren es immer dieselben Mühen und Gefahren: Fällen, Entrinden, Riesen, Flößen. Feste Arbeitsverträge gab es für den Waldarbeiter nicht, es war eher ein ungesicherter Nebenerwerb. (Erst im Frühjahr 1919 begannen übrigens auch die Schwarzwälder Waldarbeiter, sich auf eine gewerkschaftlich gestärkte Organisation zu besinnen und Verhandlungen und Verträge zu erzwingen über Lohn, Arbeitszeit und soziale Sicherheit.)

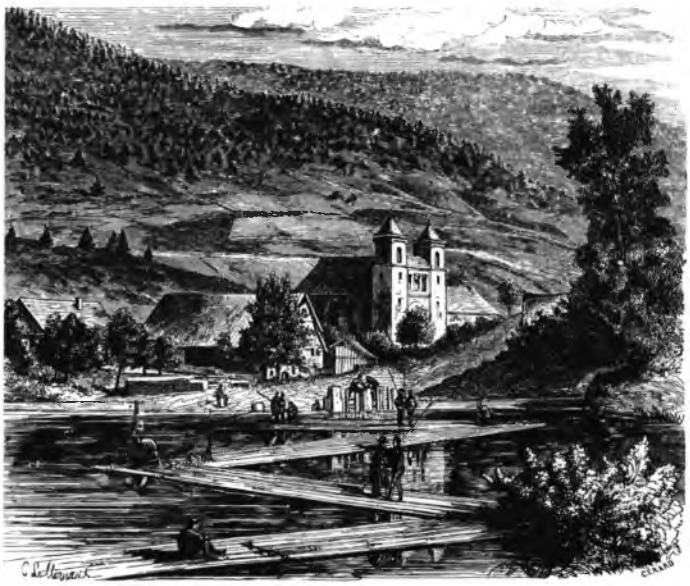
Riesen

Bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts hinein wurde im Wolftal „geriest“ — eine uralte Schwarzwälder Methode, das gefällte Stammholz von den Höhen zum leichter erreichbaren Lagerplatz ins Tal zu bringen. In solchen „Anlagen“ rasten die vorne wie ein Torpedo zugespitzten („geschnäzten“) Bäume mit ungeheurem Tempo auf schneller, eisglatter Bahn und brachten oft in wenigen Minuten fast 300 Meter Höhenunterschied hinter sich — eine nicht ganz billige, durchaus zweckmäßige, aber überaus gefährliche Art des Holztransportes. Immer wieder kam es daher zu schweren Unglücken.

Zusammenstellen der „G'stehre“

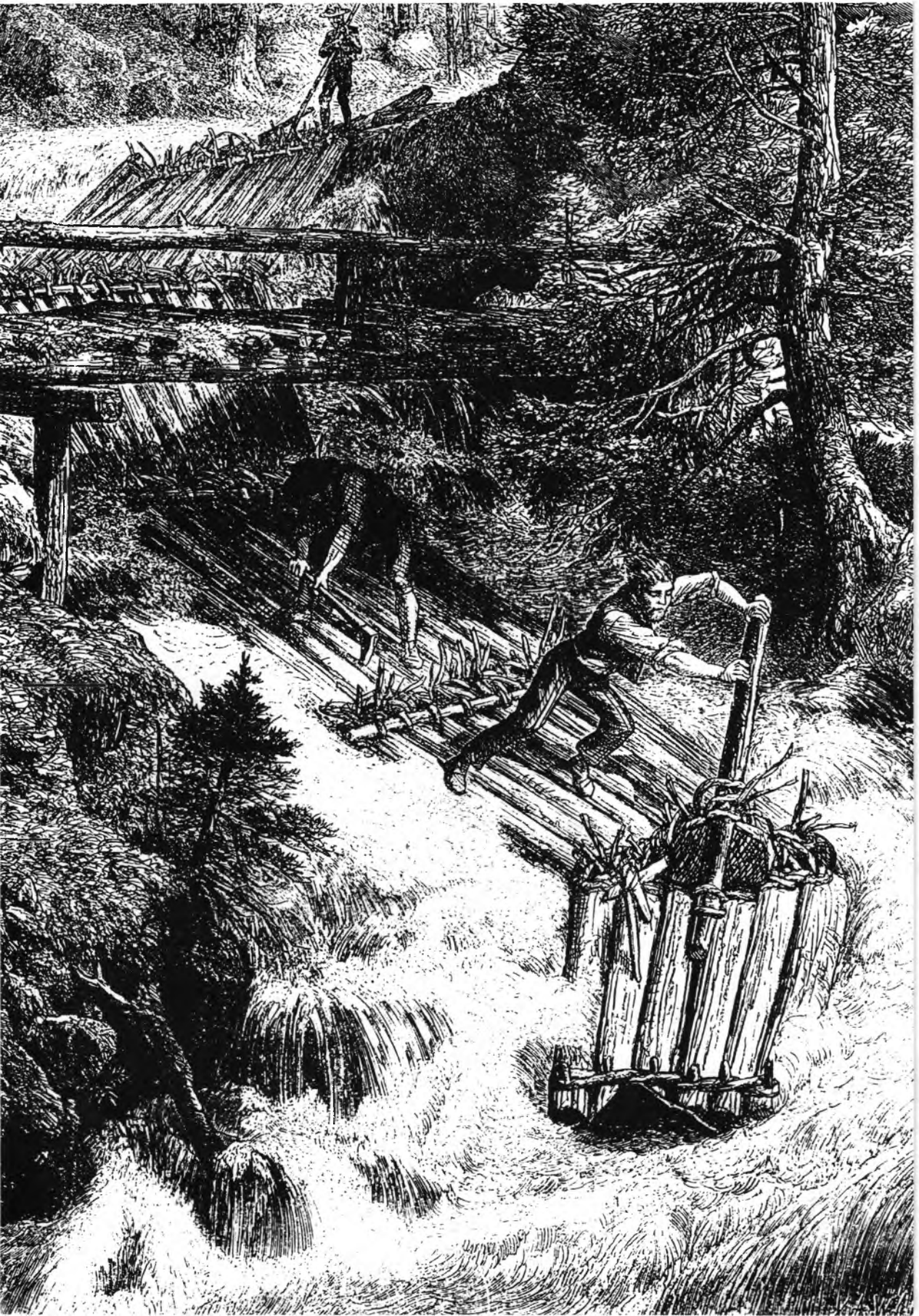
In der Bildmitte (Seite 251) steht der Neubau der spätklassizistischen Kirche von 1829, links davon der alte Meierhof des St. Nikolaus-Klosters und ganz am linken Bildrand das alte Haus, in dem bis zum Schulbau von 1876/77 Unterricht erteilt wurde. Wo heute das Rippoldsauer Kurhaus steht bzw. etwas südwärts davon, war das Wasser der Wolf vor 100 Jahren (bis 1887) zu einem kleinen

Riesbetrieb bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts



So sah Charles Lallemand das Zusammenstellen der G'stehre, etwa 1860: die „Spannstatt" auf der „großen Talwiese" oder der Klosterweiher, im Rückstau der Wolf

See gestaut. Dorthin wurden die Stämme von Pferden geschleift bzw. „geriest" (z. B. vom Gaisbach herunter), und dort wurden die Flöße zusammengestellt in mehreren großen „G'stehren". Das vorderste „G'stehr" eines Floßes bestand meist nur aus vier schwachen Stämmen, die an der Spitze keilförmig zusammenliefen; die folgenden waren dann etwas breiter. Über die Länge des ganzen Floßes haben wir unterschiedliche Angaben; sicher aber waren sie insgesamt mindestens 200 Meter lang. Drei Stunden dauerte die

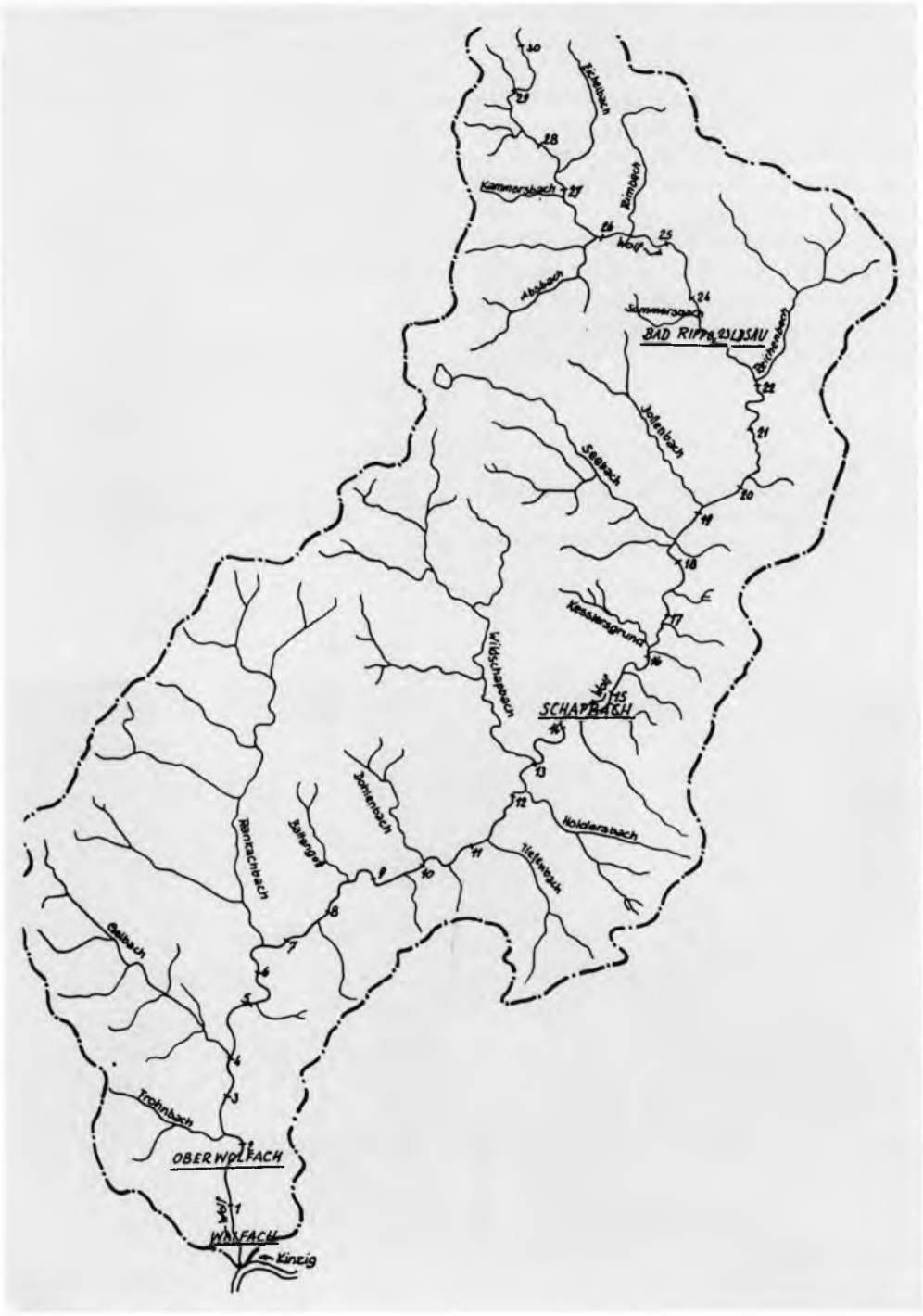


Fahrt bis Wolfach; zu Fuß muß man doch immerhin gute vier Stunden rechnen.
Bis 1887 wurden die Rippoldsauer Tannen und Fichten auf dem Wasserweg zum Markt gebracht. Jahrhunderte hindurch war die Flößertechnik dieselbe: Teiche, Schwallungen, Wehren, Einbindestätten u. a. Das Flößen war harte Männerarbeit, und doch wurde 1887 die letzte Floßfahrt auf der Wolf mit sehr viel Wehmut begleitet. Aber die Flößer mußten einsehen, daß die Konkurrenz des Pferdegespanns auf der inzwischen stabilisierten Landesstraße zu groß geworden war; sie konnten auch in Wolfach bzw. Hausach direkt an die Eisenbahn liefern.
Auf dem Bild unten sehen wir eine Rippoldsauer Flößergruppe, etwa im Jahre 1880. Bei jedem Geleit fuhren 14 bis 16 Mann mit. Das Kommando hatte der „Floßmeister"; dieser Name wird auch weiterhin von einer Generation zur anderen vererbt — was stört dabei die Tatsache, daß das Gewerbe selbst tot ist, seit gerade 100 Jahren?

Bild Seite 252:
Das Flößen des Holzes im Schwarzwald. Nach der Natur aufgenommen von Carl Roux
(Aus: „Gartenlaube", 1868)

Das Wolftäler Wassersystem

Die folgende Karte (Wasserwirtschaftsamt Offenburg) zeigt das Wassersystem des Wolftales mit seinen vielen Seitentälern: Insgesamt hatte die Wolf in ihrem 30 km langen Lauf 15 Zuflüsse, die auch „Floßbäche" waren.



Das Wolftal mit seinen Seitentälern *(Wasserwirtschaftsamt Offenburg)*

Gasthaus „Zum letzten G'stehr" (Postkarte von 1918). Seit 1892, jetzt also in der dritten Generation, hat die Familie Leuthner das alte Flößergasthaus in ihrem Besitz; sie hat daraus in den letzten Jahren — was Größe und Einrichtung, Bedienung und Gastlichkeit betrifft — eines der bestrenommierten Hotels des mittleren Schwarzwaldes gemacht. Die „Flößerstube" erinnert für alle Zeiten an das alte Gewerbe und den großen Durst.

Zum letzten G'stehr

Die letzten Stämme auf Rippoldsauer Gemarkung wurden jeweils zu „G'stehren" zusammengestellt „vor Burgbach", unweit der alten Flößerwirtschaft „Zum letzten G'stehr". Von hier aus ging es dann in rascher gefährlicher Fahrt bis Wolfach. Die Flößer trugen bei ihrer Arbeit meistens bis an die Oberschenkel reichende Stiefel, die vor allem auch vor Kälte schützen sollten. Die obige Ansicht stammt aus dem Jahre 1918, das Gasthaus „Zum letzten G'stehr" ist aber viel älter. War die Arbeit getan und die letzten „G'stehre" zusammengestellt, hatten die Männer ja wohl einen guten Trunk verdient und ein anständiges „Flößerbrot" dazu, bevor sie dann unterwegs waren, der Kinzig zu, dem Rhein zu.

„Waldflöße" — „Kinzigflöße"

Die Rippoldsauer und Schapbacher Flößer fuhren zumeist nur bis Wolfach, nur selten bis zur Kinzigmündung in den Rhein; die Wolfacher Schiffergesellschaft ließ sich ihre topographisch bedingten Privilegien nicht so leicht nehmen. Die „Waldflöße" wurden zu „Kinzigflößen" umgebunden.

Aber zunächst noch einmal weit zurück in die Geschichte!

Der gesamte Floßbetrieb war durch das Zollsystem verschiedener Herrschaftsgebiete stark beeinträchtigt: Die Unzahl von Zollstätten, die stets wechselnden Vorschriften, die auch auf eigenen Vorteil bedachten Zöllner, am meisten aber das Durcheinander im Maß- und Münzsystem — all dies erschwerte die Arbeit der Flößer. Der Zoll mußte im Normalfall als Geld entrichtet werden, nur als Ausnahme wurde Holz akzeptiert. Die Zollgebühren waren nicht einheitlich. So zahlten z. B. gegen 1500 die Nichtbürger der Stadt Wolfach dort den sogenannten „Gastzoll", d. h. einen Zuschlag, genau wie jene Unternehmer, die in fremdem Auftrag fahren oder auch zur „geschlossenen Zeit", also im Winter; nach allgemeiner Vereinbarung sollte dort nicht geflößt werden.

Wolfacher Privileg

Die Herrschaft des Grafen Wolfgang von Fürstenberg (1490—1509) brachte einen entscheidenden Aufschwung für das ganze Territorium. Auch die Flößerei wurde von ihm in einer Weise geregelt, die bis 1867 Geltung behalten konnte. Er hat 1504 von Kaiser Maximilian das Recht erhalten, 200 Stämme ohne Zoll „an zwein Flotzen und darauf soviel pretter, als sie in oblast zu tragen mügen, nach dem Niederland zu flötzen". Er privilegierte die Wolfacher Schifferschaft mit dem Flößerrecht auf der Kinzig, so daß keiner sonst dieses Gewerbe dort betreiben durfte und es dem Holzverkäufer aus dem Wolftal nur gestattet wurde, bis zur Stadt Wolfach zu flößen, nicht weiter. Dort oder aber auch schon „zu Wald" übernahmen die Wolfacher

Albrecht Graf von Fürstenberg: 1557—1599

(Aufnahme: Georg Goerlipp, Donaueschingen)

Flößer das Holz, um es nach Kehl oder rheinabwärts bis in die Niederlande zu bringen. Nach 1500 trat so im Kinzigtal eine beachtliche wirtschaftliche Blüte ein. Die Statuten der Wolfacher Schifferschaft vom Jahre 1527 gaben dieser Zunft einen starken Halt gegen jede unerwünschte Konkurrenz der Waldbauern, die sich allerdings nicht damit abfinden wollten. Schon in der Waldzuteilung von 1562/65 wurde vom „Flotzholz" gesprochen, 1582 bekamen die Wildschapbacher das Recht zum Selbstflößen, freilich nicht auf Dauer. Die Geschichte der Flößerei ist auch eine Geschichte der Streitigkeiten. Ausgenommen waren bei dieser privilegierten Stellung natürlich die eigenen Interessen der Herrschaft, und dieser fürstenbergische Floßbetrieb war ja von Rippoldsau talabwärts sehr wichtig; so ist sicher mancher „Holländer" mit Rippoldsauer Flößern „an Bord" die Wolf, Kinzig und auch den Rhein abwärts gefahren.

Am Wolfacher Rathaus war für die Wolftäler Waldbauernschaft ein Normalmaß angebracht, das aber — vielen Klagen nach zu schließen — nicht immer Beachtung fand. Der Verkauf bzw. die Übergabe der Flöße an die Wolfacher Schifferschaft wurde vom Landesherrn und seinen Beamten beaufsichtigt, „damit kein Teil vernachtheiligt werde". Die Schätzung dieser Amtleute mußte respektiert werden — „bei Poen 3 Pfund Straßburger".

Im März 1552 wurden Vogt und Gericht im Auftrag der Vogtei Rippoldsau beim Grafen Friedrich zu Fürstenberg vorstellig[4]): Sie sollten fortan alles Holz an den Landesherrn verkaufen. Sie würden dies auch gerne tun. Seit Jahrzehnten aber hätten sie in den Wolfacher Kaufleuten verständnisvolle Partner, bei denen sie auch Schulden machen könnten. Mit Holz sei das wieder auszugleichen. Außerdem hätten die Wolftäler in Wolfach immer freie Einkehr gehabt, Wohnung, Essen und Trinken hätten die Flößer dort umsonst gehabt. Das Jahr 1552 habe dem Wolftal schon genug Unglück gebracht; durch eine Seuche seien „etliche heuser schier ußgeraumpt worden; unser hergott hat angefangen, die dry vogtyen Oberwolfach, Schappbach und Ripoltzaw heimzusuchen". Die Rippoldsauer befürchteten, der Fürstenberger könnte nicht so großzügig sein wie die Wolfacher; deshalb baten sie ganz offen, es beim alten zu belassen. Und nachdem auch die Wolfacher darum ersuchten, ihr Privileg nicht zu beschneiden, geruhte der Graf, die alten Rechte neu zu bekräftigen: „Und damit die Unterthanen auf dem Lande sich desto weniger zu beklagen haben, daß sie von denen in der Stadt übervorteilt werden, so sollen fürderhin alle Jahre von wohlermeldetem gnädigen Herrn oder seiner Gnaden Amtsleuten etliche Personen dazu tauglich, verständig oder geschickt verordnet werden, die den Kauf zu Wald nach Läufen und Käufen und ziemlicher Billigkeit setzen."

Gegen 1600 wurde die Konkurrenz der großartig organisierten Murgschifferstadt mit dem Holzkönig Jakob Kast, dem badischen „Fugger", an der Spitze, immer stärker. Der aus Hörden im Murgtal gebürtige Kast, eine der bedeutendsten Gestalten des deutschen Frühkapitalismus, Holzhändler und Bankier in einem, verstand es, aus dem holländischen Bedarf zum Städte- und Flottenbau ein gutes Geschäft und sich darüber hinaus Herzöge, Städte und Bischöfe zu Schuldnern zu machen. Auch andere Schwierigkeiten, z. B. mit den Straßburger Geschäftspartnern, kamen für die Kinzigflößerei dazu. Erst nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) gab es einen neuen Aufschwung, und der Hollandhandel brachte auch für den mittleren Schwarzwald eine später nie mehr erreichte Blüte. Das große Seefahrervolk holte sich viel Schiffsholz aus dem Kinzigtal. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts fuhren manche Flöße mit mehr als 5000 Festmeter Holz rheinabwärts, im Wert von einer halben Million Mark und mehr.

Aber für die Wolftäler war das Flößen kein gesichertes Gewerbe, es brachte auch nur bescheidenen Wohlstand ins Tal. Weil das Recht auf Benutzung der Flußstraße privilegiert war und dies immer wieder — z. B. noch einmal 1828 vom badischen Finanzministerium — bestätigt wurde, half man sich im Wolftal, indem man dort Sägewerke erstellte. Erst 1831 wurde den Städten Wolfach und Schiltach das alte Gewerbeprivileg genommen, auch die Flößer der kleinen Gemeinden durften nun ihr Holz selbst auf der Kinzig nach Kehl bringen. Die Freude bei den Bauern war groß; Hansjakob gibt in den „Erzbauern" ein Spottlied wieder, das über die Wolfacher Schifferschaft umging:

„Den Schiffern geht's wie dem Bonapart,
Der einst auch so florieret hat."

Der Ruf der Wolftäler als Holzhauer und Flößer wuchs ständig, und oft wurden sie als

Fachleute selbst ins Ausland geholt — für einige Monate, manchmal wurden Jahre daraus. 1870/71 z. B. wurde eine Gruppe nach Siebenbürgern verpflichtet, nicht wenige Waldarbeiter wurden dort seßhaft. Auch schon aus früheren Jahren ergeben sich in den Gemeindeakten Hinweise auf solche „Auswanderungen auf Zeit". In Bayern, z. B. im Sauerlacher Forst, waren ebenfalls Wolftäler Holzhauergruppen an der Arbeit; teilweise haben sich die Waldarbeiter auch dort verheiratet.

Acht alte Quellen zur Wolftalflößerei

a) Harz als Oblast

In den Reisebeschreibungen von Carl Friedrich von Sponeck[5]) von 1817 („Über den Schwarzwald") lesen wir sehr authentisch:

„Die Hauptreviere, in welchen vorzüglich die Waldprodukte zum Beruf dieses wirklich nicht unbedeutenden Handels genommen werden, sind Rippoltsau, Wittichen und Wolfach, deren Bezirke der Länge nach durch die floßbaren Hauptbäche, die Kinzig und Wolf, und die häufig in jenen befindlichen Wasserschwellungen sowohl, als die aus den Seitenthälern in dieselben geleiteten floßbaren Grundbäche, und zwar namentlich die Absbacher, Reichenbacher, Wildschappbacher, Rankenbacher, Kaltenbrunn und Heubacher, zum vorteilhaften Transport derselben bewässert sind.

Der Haupthandel wird im Stammholz von der kleinsten Gattung an aufwärts bis zum Holländerbaum einschließlich steigend, betrieben, und floßweise auf der Kinzig bis Kehl, dem Hauptmarktplatz, von dort aus aber theils weiter auf dem Rhein abwärts verschifft, theils daselbst an auswärtige Holzhändler im Großen und Kleinen auf das Land verkauft.

Vermöge eines zwischen den Hohen Häusern Würtemberg und Fürstenberg in den Jahren 1764 und 1766 abgeschlossenen Kinziger Hauptfloß- und Nachrezess ist der Floßstammholz-Handel für den Kinzigfluß ausschließlich an 40 privilegierte zünftige Schiffer verliehen, welche ihr Schiffergewerbe nach den im erwähnten Receß enthaltenen Vorschriften betreiben dürfen. Die Hälfte besagter Schifferzahl bildet eine Compagnie, die in Wolfach ihren Sitz hat; die übrigen 20 betreiben einzeln, jeder für sich, ihr Gewerbe nach Rezeßvorschrift und Zunftordnung.

Der Flecken Schenkenzell, so wie das Amtsstädtchen Wolfach, sind die beiden Stapelorte, bis wohin die Waldbauern ihre feilhabenden Flöße bringen, und an welchen dieselben von den mit oder anderen Schiffern käuflich übernommen, von denselben in größerer Flöße umgeschaffen, und von da weiter auf ihre Rechnung verschifft werden.

So wie in mehr erwähntem Receß die gegenseitigen Verbindlichkeiten zwischen den Waldbauern, Schiffern und Flößern unter sich genau festgesetzt sind, und überhaupt in demselben nichts vergessen wurde, was vorschriftlich zur Begünstigung diese so wohltätigen Handels ersprießlich seyn könnte, so wurde auch für das auf der Kinzig zu verflössende Stammholz, welches durchgehends in Weißtannen, Fichten oder Kiefern besteht, auf immer eine bestimmte Norm, rücksichtlich der Länge sowohl, als des Durchmessers am kleinen Ende, nach dem hier in der Copie verzeichneten Straßburger Wasserschuh Maaß festgesetzt.

Obige Flöße werden mittelst tannenen, birkenen oder haselnen zubereiteten Floßwieden stamm- und gestöhrweise zusammengeflochten, jedes dieser Flöße mit 3 bis 4 Holzsperren zur erforderlichen Fahrtdirektion versehen, und auf der Fahrt durch einen Fahrschiffer, nebst einem Gespann von 15 Flößerknechten, geleitet und spedirt; nebstdem werden diese Flöße öfters mit Eichen-Stammholz, allen Sorten Sägwaaren sowohl harter als weicher Gattung wie auch mit Kiefer-, Kübler-, Wagner- und anderem Handwerkholz durch alle Klassen, überdies mit

Harz, Pech, Terpentin und Kienruß, unter dem Namen Oblast, befrachtet.
Das Klaftermaaß ist verschieden, für die herrschaftlichen Waldungen durchgehends zu $6^1/_2$ Schuh hoch, $6^1/_2$ Schuh weit, und das Scheit $3^1/_2$ Schuh lang, nach dem Nürnberger Werkschuh angenommen; sonst aber, wenn nicht durch besondere Accordbedingnisse das Maaß vorgeschrieben ist, wird dasselbe zu 7 Schuh hoch und weit, die Scheitlänge zu $3^1/_2$ Schuh, nach dem schon früher beim Floßstammholz beschriebenen Straßburger Wasserschuh verfertigt. Was die Waldungen diesseits den Eigenthümern am Holzertag nicht zureichend rentiren, suche dieselben ihnen durch die jährliche Harzerndte um so eher abzugewinnen, als das Harz hier, wegen der günstigen Lage des Transports bis an den Rhein, und von dort weiter bis Holland, bereits immer in hohem Preise steht."

b) Gefährliche Arbeit

Es dürfte klar geworden sein, daß die Flößerei die einzige Möglichkeit war, den Waldreichtum einer schlecht erschlossenen Gebirgslandschaft zum Markt zu bringen. Aber es war gewiß eine harte, eine risikoreiche Arbeit. Es gab Verletzte und Tote. Bei den „Wundern", die in Verbindung mit der „Rippoldsauer Marienwallfahrt" protokolliert wurden, wurde natürlich nur vermerkt, wenn ein Unglücksfall noch einmal gut ausging. Eine romantische Sache kann das Flößen auf der Wolf auf keinen Fall gewesen sein.
Karl Hartmann[6]) hat in seiner Übertragung des alten Wallfahrtsbuches von Bad Rippoldsau in die heutige Umgangssprache (1986) auch folgende Beispiele dokumentiert:

— „Johannes Gebele, ein Holzwälder, taglöhnerte — 1748 — bei Herrn Meinrad Moser, altem Salmenwirt in Wolfach, und hatte auf dem Floß die hinterste Sperre zu besorgen. Als er diese oberhalb der Rimpacher Brücke bei einem seiner Hütte nahen Steg sollte, aber nicht konnte, abgeschlagen, hat er sich zwar gebückt, allein der Floßzug hat den über 15 Zentner schwer geschätzten (geachten) Steg mit solcher Heftigkeit auf den Taglöhner und auf das Floß niedergeschlagen, daß Herr Meinrad Moser, der das Floß zu Land begleitete und dem Unglück (Übel) zugesehen, vermeint hat, der Flößer werde zerquetscht sein, wesentwegen er unsere Gnadenmutter schnellstens (rührigst) um Hilfe angerufen hat, welche der Flößer sicherlich auch erfahren hat. Denn als man ihn untersuchte (visitiert), ist dieser an allen Gliedern gesund erfunden worden, außer daß der Rücken etwas blau und rot geworden, das ihn aber nicht gehindert hat, nach 2 Tagen seine Arbeit zur Verwunderung aller Mitflößer fortzusetzen. Deswegen hat besagter Meinrad Moser ein schuldiges Dankeszeichen hier aufhängen lassen, welches die ganze Geschichte darstellt. (Doch hat der Steg den Flößer nicht rückwärts, sondern vorwärts geschlagen, und hierin jedenfalls hat der Maler gefehlet.)"
— „Den 16. August 1761 hat Georg Schremp, Taglöhner aus dem Tös, angezeigt, daß er auf seinem Floß, so den 20. Juli nach Wolfach abgegangen, unglücklich gewesen und bei dem Schapbacher Bäcker unter das Floß gekommen sei, unter welchem er die Rippoldsauer Mutter angerufen und endlich von seinem Bruder, dem ‚Welli Caspar'-Bauern, auf das zweite Mal (2. Versuch) wieder unverletzt hervorgezogen worden, und seine Erhaltung hat er der Fürbitte Marias allein verdankt.
T. P. Beda Reichert m. p."

c) „Wie eine Riesenschlange kams über Stein und Felsen . . ."

In einem Brief an die „carissima Marietta", an seine über alles geliebte Schwester Marie, schrieb Josef Viktor von Scheffel[7]) am 7. September 1856 aus „Augia Rippoldi" (so

latinisierte er gekonnt den Namens seines Badeortes Rippoldsau) über gar vielerlei: Geldangelegenheiten, Verliebtheiten, „Schwarzer Peter", „Collin Maillard"-Spiele („blinde Kuh"), Ausflüge. Und dabei hatte er Erstaunliches gesehen: „Vor etlichen Tagen wurde ein großes Floß in dem Thal der Dollbach (Dohlenbach), bei Seebach, losgelassen, 35 Gstehr — über 1200′ lang, der Bach durch die Schleußen angeschwellt, wie eine Riesenschlange kams über Stein und Felsen und Abhänge einhergeschossen — eine gefährliche Schiffahrt, aber die Leute drauf waren keck und geübt und Alles ging gut ab".
Mehr hatte er dazu seiner Schwester nicht zu schreiben, allzu voll war sein Herz in der Erinnerung an die schöne Straßburgerin, in die er sich in Rippoldsau verliebt hatte.

d) Der Schweizer Pastor J. J. Sprüngli[8]),
einer der humorvollsten Gäste, der das Bad Rippoldsau um die Mitte des letzten Jahrhunderts ebenfalls vielfach besucht und mit seinem „Album für Rippoldsau" (1860) ein prächtiges Gästebuch hinterlassen hat, hat das Flößer-Erlebnis so in Erinnerung gebracht:

Pfarrer J. J. Sprüngli

Die Flößer

1. *Hochgeboren, großgezogen*
   Dort im Reich der schlanken Tannen,
   Wohlgewiegt auf wilden Wogen
   Sind die kühnen Flößermannen
   Wie im grünen Waldrevier
   So auf ihren Wasserbahnen,
   Würdig ihrer wackern Ahnen,
   Badens Kraft, des Schwarzwalds Zier.
2. *Muthig zieh'n mit Wehr und Waffen*
   Sie, das starke Holz zu schlagen.
   Das vom Berg in's Tal zu schaffen
   Braucht's im Forst nicht Roß und Wagen,
   Auf dem glatten Rießen-Pfad
   Schießt's hinab mit Blitzesschnelle,
   Taucht sich in des Teiches Welle,
   Kühlt sich in dem frischen Bad.
3. *Drauf mit Weiden und mit Klammern*
   Ordnen sie in Reih'n die Stämme,
   *Hoch in weiten Wasserkammern**
   Spannen sie durch starke Dämme
   Bis zum Rand die Fluthen auf,
   Oeffnen dann die Schleußen alle,
   und mit mächt'gem Wasserschwalle
   Strömt's daher in Sturmeslauf.
4. *Ehe sie zu Thale fahren,*
   In den ernsten Kreis sie treten,
   Und zum Herrn, der in Gefahren
   Uns beschützt, die Männer beten.
   Noch ein Trunk und „b'hüt euch Gott
   Auf den trügerischen Wellen!"
   Und an ihre Posten stellen
   Allesamt sich Rott' um Rott'!
5. *Stellen sich gar wohlgemuthet*
   Auf die schlüpfrig schwanken Bäume,
   Und das Wasser überfluthet
   Bald des Flusses enge Räume.
   Krachend steigt der mächt'ge Floß
   Und der ganze Zug erdröhnet,
   Angst und Freudenruf ertönet,
   Munter geht die Thalfahrt los.

Die „Flötzerei" — die große Sensation für Gäste aus aller Welt, die vor 120 Jahren den Schwarzwald entdeckten als Erholungsgebiet (M. Wolf)

Eine Flotte selt'ner Art
Geht nun, Floß an Floß gebreitet,
Wie das Strombett sich geweitet,
Bis nach Holland hin die Fahrt.

9. *Hier ihr Ziel, und frohen Muthes*
Zieh'n sie heim mit voller Tasche,
Thun sich unterwegs noch Gutes,
Und geleert wird manche Flasche,
Bis sie Schwarzwalds Thal und Höh'n
Mit den bunten Tannenwäldern,
Grünen Matten, reichen Feldern, —
Ihre Heimath wieder seh'n.

* *Wasserkammern oder auch Stuben, sind Wasserbehälter oder Teiche, in welchen die Bäche „gespannt" oder aufgestauft werden und welche dann mittelst Schleußen geöffnet werden, wenn geflößt wird.*

6. *Ihre lange Hakenstange*
In das harte Holz sie spießen, —
Und wie eine Riesenschlange
Siehst du nun dahin es schießen,
Flott geht's fort der Nied'rung zu.
Wie der Fluß sich dreht und windet,
Ihren Weg die Flotte findet,
Und vorbei sind sie im Nu.

7. *Ihre Schiffahrt geht mitunter*
Ueber hohe Wasserschwellen
Zäh zur grausen Tief hinunter, —
Hochauf spritzen dann die Wellen;
Doch sie steh'n mit keckem Muth.
Hochbestiefelt, wohlbeschützet
Auf die Wehre stets gestützet
Fahr'n Sie durch die Fluth.

8. *Rasch dem Rheine zu sie steuern,*
lauten Jubelrufs begrüßen
Sie den deutschen Strom, den theuern,
Brausend unter ihren Füßen.

Charles Lallemand (1863)
Der Rückweg vom Rhein, das Kinzigtal aufwärts, ins Wolftal zurück — zu Fuß! (Aus: Adolphe Joanne, Les bords du Rhin illustrés, Hachette, Paris, 1863)

e) „Kühne, unternehmungslustige, gelassene Männer . . .“

Charles Lallemand (1826—1904), der frankophone Straßburger Advokat und Schriftsteller, hat in seinem großartigen Band über „die badischen Landleute“[9]) den Wolftalflößern in Bild und Text ein unvergängliches Denkmal gesetzt:

„Der Kniebis ist der höchste Berg des mittleren Schwarzwalds und erhebt sich wie eine riesige Barriere am äußersten Ende des Renchtals. Auf der anderen Seite entfaltet sich das schönste und interessanteste Tal des Schwarzwaldes. Es beginnt bei Rippoldsau und endet nur fünfzehn Meilen von dort vor einer anderen Barriere, dem Triberg. Es ist eine einzige Folge von wilden oder lieblichen, malerischen oder großartigen Landschaften.

Vom kahlen Gipfel des Kniebis herab entdecken Sie drei oder vier reißende Bergbäche — sie vereinigen sich später in der Wolf (Wolfach), dem Hauptwasserlauf des Tales —, wie sie bald von Klippe zu Klippe tanzen, dann wieder von Stauwehren gebremst werden. Man erschaudert unwillkürlich bei der Vorstellung, daß Menschen es sich zum Beruf gemacht haben können, solchen Hindernissen zu trotzen und sich mit ihren Holzflößen in diese Schluchten zu stürzen.

Sollten Sie einmal im April, am Tage des hl. Georg, durch die engen Talmulden in der Umgebung von Rippoldsau laufen, so sehen Sie an den reißenden Bächen alles in Bewegung: Die Flößer ziehen die Holzflöße in den vorher trockengelegten Bachbetten zusammen. Sie haben es eilig und sind in voller Hast, denn es ist unbedingt erforderlich, den ganzen Floßzug fertigzustellen, ehe der reissende Bergbach von selbst über die Wehre schäumen kann, die ihn jetzt noch gefangen halten.

Die G'stehre sind fertig, die Flößer sind da, fast ihre gesamte Familie ist dabei. Es ist ein feierlicher Augenblick: Das Oberhaupt der Familie wird sein Leben auf einem leichtgefügten Floßzug wohl an die zwanzigmal riskieren, sich über die Felsen, die Stauwehre hinunter, durch Abgründe stürzen, die schaudern machen. Jeder nimmt den Hut ab, und man betet gemeinsam.

Die Stunde hat geschlagen, die Schleusen werden geöffnet, der angestaute Bach bordet über und treibt zornig seinen Schaum und sein gelbes Wasser voran. Tosend kommt er bei dem Floß an, hebt es leicht wie einen Korken, trägt es fort in seinem ungezügelten Kurs, läßt es die Kaskaden hinuntertanzen, die Felsen überspringen, die Stromschnellen hinabtreiben. Ein Mann nimmt den wichtigen Posten auf dem vordersten Teil des Floßzuges ein. Seine ruhigen Gesichtszüge zeigen überhaupt keine innere Bewegung, denn die Gefahr ist ihm vertraut. Von der Kaltblütigkeit des Anführers der Floßkette hängt indes das Schicksal aller derjenigen ab, die sich darauf befinden. Wenn das Floß unglücklicherweise das Ufer rammt, bäumen die nachfolgenden Floßteile sich auf, die Stämme zerbersten, der in dem Moment durch das Floß selbst gestaute Bach wirft sich schäumend darüber, zerschmettert alles und reißt die Trümmer der Balken wie die Leichen der Flößer weit mit sich hinweg.

Die Flößerei hat aus den Einwohnern von Rippoldsau einen Schlag von kühnen, unternehmungslustigen und gelassenen Männern geprägt. Sie sind gutartige Menschen, weil es ist nicht möglich, schlecht zu sein, wenn man jeden Augenblick vom Tode heimgesucht werden kann. Aber die Gefahren, von denen wir gerade sprachen, sind nicht die einzigen, von denen die rauhen Bergbewohner bedroht sind. Ihr ganzes Leben ist mit der Verarbeitung von Holz verbunden, vielgestaltige Gefahren umgeben sie deshalb von dem Augenblick an, da der Baum unter ihrer Axt fällt, bis zu dem Tage, da das Floß sie hinwegträgt. Der ‚Schlitteur‘, das ist der Lenker des Schlittens, fährt die steilsten Abhänge hinab und beherrscht nicht nur seinen mit Holzkloben bepackten schweren Schlitten, sondern auch die Schrecken einjagende Schußfahrt. Wie soll man da eine solche Kraft, solch

unerschütterlichen Mut und eine so außerordentliche Kaltblütigkeit noch in einer ähnlichen Bevölkerung finden? Von Kindheit an machen sie sich ein Spiel aus den rauhen Gepflogenheiten, die dann den Männern stählerne Härte geben.

Wenn Sie sich einmal im Frühling in Rippoldsau befinden, gehen Sie in die Badeanstalt und setzen sich dort an ein Fenster oberhalb des Gewölbes, unter dem die Wolf hindurchfließt. Sie werden sehen, daß das Bett des Baches fast leer ist, sehen aber auch in Abständen Kaskaden von fünfzehn bis achtzehn Fuß, die sich im gewundenen Lauf der Wolf staffeln, soweit Sie von da aus in das Tal hineinschauen können. Eine Gruppe von Kindern erwartet mit Ungeduld auf der Brücke am Bad die Vorbeifahrt der Flößer.

Ein dumpfes Grollen, wie das eines entfernten Gewitters, kündigt an, daß der entfesselte Bach sich anschickt, Ihnen die Floße vorbeizuschicken. Sie folgt den Krümmungen der Wolf und wird bald erscheinen. Ihre erste Plattform, auf der sich der Führer des Floßzuges aufhält, fährt auf den Scheitelpunkt der nächsten Kaskade, die Sie vor sich sehen, ragt dann ein Stück über und knickt schließlich unter der Kraft des schweren Hebels nach unten. Die Spitze des Floßzuges senkt sich also, zuerst schwerfällig, dann allmählich taucht sie schneller werdend in den Strudel. Der Floßmeister hat seine Axt oder Pike in einen Stamm geschlagen; er behauptet sich tapfer und kaltblütig und beobachtet in dieser Haltung den furchterregenden Vorgang des Hinabtauchens genauestens. Dann taucht er plötzlich wieder ganz an die Oberfläche, genau noch auf seinem Posten, als sei er dort angebunden. Die anderen G'stehre des Zuges folgen jeweils derselben Bewegung mit den Flößern darauf; aber sie tauchen weniger stark ein, weil sie durch die vorausgehenden Floßabschnitte gehalten werden. Während aller dieser dramatischen Ereignisse (und während Sie unwillkürlich die Augen schließen, um nicht ‚Zeuge' einer Katastrophe zu werden!) springen die kleinen Kinder am Fuße der Brücke auf den schnell vorbeigleitenden Floßzug, purzeln durcheinander und verschaffen sich schließlich, freudige und triumphierende Schreie ausstoßend, Halt an den Querbalken, die die Floßhölzer zusammenhalten. Auf diese Weise absolvieren sie ihre Lehrzeit in einem Handwerk, das Kühnheit und Mut erfordert.

Die Bewohner des ‚Holzwald' und rund um Rippoldsau sind rechtschaffen und offenherzig. Diebstahl ist in dieser Gegend unbekannt, und jeder hinterläßt seine Werkzeuge im Wald in dem sicheren Gefühl, daß er sie am nächsten Tag dort wiederfinden wird. Die Türen der vorhererwähnten Badeanstalt sind auch niemals verschlossen. Brennholz ist der einzige Gegenstand, der ihre Begehrlichkeit weckt. Denn wenn die Jahreszeit unerbittlich strenges Wetter bringt, verschwinden schon einmal einige Holzscheiter aus dem Wald. Aber betrachtet man dies genauer, so kann die Aneignung einer solchen Sache, die sie ein wenig so ansehen, als gehöre sie ihnen seit den Tagen der Schöpfung, fast kaum als Diebstahl gewertet werden."

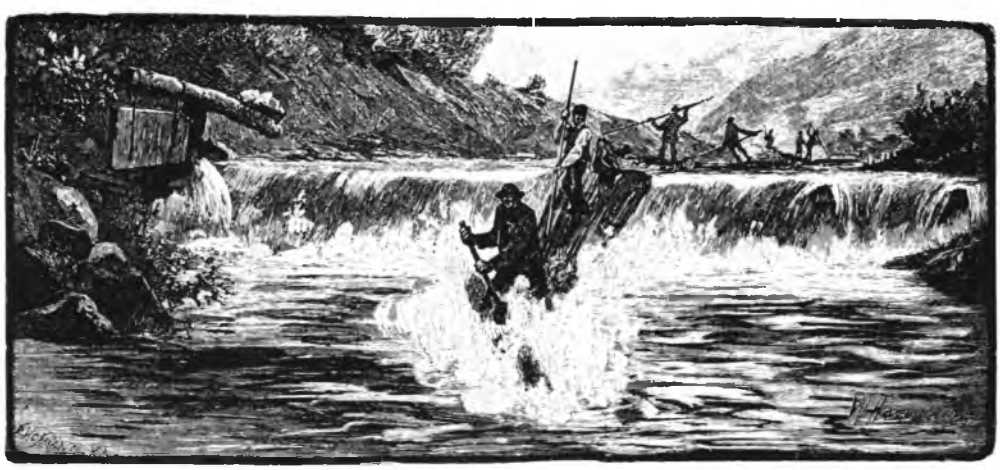
f) Die „Gestörflößerei"

Dr. Feyerlin war von 1852 bis 1893 Badearzt in Rippoldsau, von seiner ärztlichen Kunst profitierten aber die Bewohner des ganzen oberen Wolftales. Er hat die Flößerei[10]) wie kein zweiter so minutiös und eindringlich beschrieben (1868):

„Ganz eigenthümlich gestaltet sich in unseren Gebirgsthälern der Holztransport zu Wasser oder die Flößerei. Schon im obersten Laufe der Wolf wird die Langholzflößerei seit vielen Jahren betrieben, zu welchem Behufe die Bäche mittels künstlich angelegter Schleusen, in denen das Wasser angestaut wird, über ihren natürlichen Wasserstand bewässert werden. Das zu transportierende Holz wird in einzelne Abtheilungen zusammengebunden; eine solche Abtheilung Holz nennt man Gestör; durch die Verbindung mehrerer Gestöre entsteht ein Floß; man nennt diese Art zu flößen auch Gestörflöße-

Flößerei beim „letzten G'stehr" (Gemälde von Trautwein, Wolfach) Trautmann ist als Sohn des Kronenwirts in Schiltach 1893 geboren. Er erlebte als Bub noch die letzten Jahre der Kinzigflößerei

rei. Die Stämme werden mittels haselner, vorher gebähter, dann am sogenannten Wiedenstocke gedrehter Wieden zusammengebunden, ‚eingebunden', wodurch jeder Stamm eine gewisse Beweglichkeit behält und sich der unebenen Wasseroberfläche besser zu accomodieren vermag. Bei der Zusammensetzung zu Floßen kommen die leichteren Gestöre, welche besser und leichter schwimmen als die schwereren, vornehin (sie bilden das Vorfloß), die schwersten an das hintere Ende als Nachfloß. Um auf raschem Wasser den Gang des Floßes verlangsamen zu können, bediente man sich der Sperren. Die Flöße sind auf diesen Grundbächen in der Breite stets nur durch ein Gestör



Auf der Kinzig: Wilhelm Hasemann/Gutach. Der „Schwarzwaldmaler" Hasemann war Sachse, 1850 geboren, fand aber in Gutach/Schwarzwaldbahn eine Heimat nach seinen schönsten Vorstellungen

gebildet, sind aber mitunter sehr lang und bestehen oft aus 40—70 hinter einander gehängten Gestören, zusammen aus 1000—1500 Stämmen.

Die Führung der Flöße erfordert große Aufmerksamkeit und Umsicht. Unsere Thalbewohner sind wahre Meister in der Flößerei, und namentlich in den oberen Grundbächen wird von den Flößern eine Kühnheit und Gewandheit erfordert, die nur von Jugend auf durch Übung und Gewohnheit erlangt wird. Das vorderste Gestör eines Floßes besteht aus nur 4 schwachen Stämmen, die an der Spitze keilförmig zusammenlaufen. Das zweite, dritte und die weiteren Gestöre nehmen allmählich an Breite zu, bis letztere in der Mitte etwa 16—18 Fuß erreicht, welche Breite das ganze Nachfloß beibehält, mit Ausnahme der letzten Gestöre, auf welchen sich die Sperren befinden und die nicht breiter als das Fahrwasser sein dürfen. Um nun zu flößen, werden einige Tage zuvor die in den oberen Thalstufen und in den Seitenthälern gelegenen Schleusen gespannt und das Wasser darin gestaut.

Soll nun ein solches in fast trockenes Bachbett hingestrecktes und die trockenen Ufer noch theilweise überragendes Floß in Bewegung gesetzt werden, so werden die gefüllten Schleusen geöffnet, das Hochwasser stürzt in schäumender, rauschender Fluth über das Floß dahin, eilt ihm voraus und erst, wenn dieses Vorwasser einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hat, werden die Seile, mittelst denen das Floß noch an den Baumstämmen oder Stöcken befestigt ist, gelöst; die Mannschaft besteigt das Floß und nimmt die ihr genau angewiesenen Plätze ein. Ein Theil der Mannschaft besteigt die 4—5 ersten Gestöre, um dem Floß die Direktion zu geben, ein anderer Theil begibt sich auf die 4—6 letzten Gestöre, um die mühsamste Arbeit, die Sperren, zu handhaben. Letztere werden immer nur für kürzere Zeit in Wirksamkeit gesetzt, um dem Floß beim Passieren schwieriger Stellen und gefährlicher Ecken einen langsameren Lauf zu geben. Die Sperr-Mannschaft muß daher wohl zu berechnen verstehen, wann das Vorfloß an einer schwierigen Stelle anlangt, damit die in diesem Momente die Sperren in Thätigkeit setzt.

Einen imposanten Anblick gewährt der Abgang eines solchen Floßes, welches dann der unerschrockene, stämmige Flößer mit kräftigen Armen und großer Gewandtheit über die hochgelegenen Spannungen der Schleusen, über die felsigen Unebenheiten des Bachgrundes, sowie durch die engsten Bergschluchten und durch die mannigfaltigen Krümmungen des Flußbettes kühn und sicher durchzuführen weiß. Arbeitet die Sperre, so kracht das ganze Floß in seinen Verbindungen, die Sperrgestöre bäumen sich an den felsigen Stellen in die Höhe und fallen wieder nieder in die schäumende Fluth, dem Floß wird ein langsamerer Gang gegeben. Wird der Sperrklotz dann wieder gelöst, so schießt der (!) Floß von Neuem mit großer Schnelligkeit auf dem wilden Fahrwasser dahin, daß ein am Ufer in vollem Laufe dahineilender Mann mit dem Floße kaum Schritt zu halten im Stande ist. In Wolfach angekommen, werden diese Flöße zu größeren breiteren Flößen zusammengebunden, auf der ruhiger fließenden Kinzig nach Kehl verbracht, dort theilweise abgesetzt und dann auf dem Rheine weiter nach Holland verflößt."

g) 1868 schrieb Carl Roux für „Die Gartenlaube",[11]) das „Illustrirte Familienblatt des Bürgertums", eine interessante Abhandlung mit dem Titel „Das harte Brod der Berge" über das Leben der Wolftäler Waldarbeiter und Flößer. Hieraus folgt hier ein Auszug:

Will der Mann aber sein Holz verwerthen, so steht ihm meistens kein anderes Transportmittel zu Gebot, als der Bach, der jedoch fast nirgends Wasser genug hat, um darauf flößen zu können. Deshalb sind überall sog. Schwellwasser angelegt — teichartige Wasseransammlungen, die mit Schleußen versehen sind — aus denen dann der Bach gespeist wird.

Flotteur de Rippoldsau

Wer an einem Sommernachmittage eine jener einsamen Schluchten im oberen Kinzigthale hinaufschreitet, von denen die wilde Schappach eine der romantischsten ist, der findet oft plötzlich weit oben in dem fast wasserlosen felsigen Bachbette ein gegen tausend Fuß langes Floß liegen, vorne nur sechs Balken breit, mit einem breiten nach oben gerichteten Kiele an der Spitze versehen, um über etwaige Hindernisse hinwegzugleiten. Das erste Glied wird mittels eines daran befestigten Balkens vom zweiten aus gelenkt, die folgenden Glieder werden dann breiter und länger, und gegen das Ende zu finden sich oft die längsten und schwersten Stämme. Erstaunt sehen wir das Ding an und wundern uns, wie es vom Platze kommen soll. Da nahen sich uns ein halbes Dutzend Männer mit langstieligen Beilen, die wir schon vorher, langsamer als wir schreitend, das Thal herauf kommen sahen. Ernst und ohne Gruß gehen sie vorbei, längs des Flosses hinauf und verschwinden im Wald. Bald darauf kommt auf einem leichten, von zwei Pferden gezogenen Wagen ein Mann in schlichter Arbeitertracht, aber ein intelligentes Gesicht und feineres Wesen zeichnen ihn aus vor den Gesellen, denen wir vorher begegneten — es ist der Steuermann, der Mann, in dessen Hände das Schicksal des werthvollen Flosses und das Leben seiner Gefährten während der nächsten gefahrvollen Stunde gelegt ist, denn er ist der Lenker des ersten Gliedes, das, nur wenige Zoll zu weit rechts oder links, eine Secunde zu früh oder zu spät gewendet, Mann und Floß in's Verderben stürzen kann. Aber gewandt springt er vom Wagen, dem Matador gleich, der die Arena betritt, er grüßt mit feiner fast weltmännischer Miene und lädt uns ein, dem Abgange des Flosses, der alsbald erfolgen werde, beizuwohnen. Dann steigt er hinab, untersucht mit prüfendem Blick, ob alles in Ordnung sei, und bleibt unbeweglich auf einem Felsen neben der Floßspitze stehen.

Mittlerweile hat es unter den Balken angefangen zu rauschen und ein Wasserstrahl schießt darunter hervor, der sich bald vergrößert und reißend zunimmt. Wie mit einem Zauberschlage ist das stille friedliche Thal von dem wilden Gebrause der tosenden Fluth erfüllt, die sich in weißem Schaum immer toller daherwälzt. Jetzt kommen auch die Männer mit ihren Beilen, welche die Schleußen der Schwellwasser geöffnet hatten, in wilder Hast durch den Wald herunter, stellen sich an die Stämme, an denen das Floß mittels starker sogenannter Wieden festgelegt ist, und stehen schlagbereit mit erhobenem Beile, auf das Zeichen des immer noch unbeweglich nach oben blickenden Steuermanns harrend. Jetzt hebt sich das Floß, seine Balken ächzen und es beginnt in der rasenden Fluth sich zu wiegen — ein Wink — und mit zwei Hieben sind die Wieden durchhauen, mit einem gewaltigen Sprunge steht jeder auf seinem Platz in dem unheimlichen Fahrzeug und haut das Beil vor sich ein, um sich daran zu halten. Mit raschem Sprunge war auch der Steuermann auf dem zweiten Gliede, mit beiden Händen den starken Lenkbalken erfassend, und fort geht's der Windsbraut gleich, daß den Männern Bart und Haare zurückgeweht werden. Athemlos blicken wir nach, bis in wenigen Minuten Alles hinter der finstern nächsten Waldecke in die Schlucht hinab verschwunden ist. Wenige Minuten später, und die Wassermenge läßt eben so rasch nach, wie sie gekommen war, fast betäubt von dem Lärme erwachen wir aus einem Traume, erstaunt sehen wir zu unseren Füßen das spärliche Wasser dahin rieseln, das wir angetroffen hatten.

Bild Seite 266:
„Flotteur de Rippoldsau" (G. Silbermann, Straßburg)
Kaum vorstellbar, daß die Wolftäler sich als Flößer so „herrisch" gezeigt haben, wie der Straßburger Künstler G. Silbermann den „flotteur de Rippoldsau" — etwa 1860 — verewigt hat. Das farbige Original zeigt den Rock in schwarz, die Taschen- und Ärmelbiesen in rot, die Kniehose und der Hut waren schwarz, die Strümpfe blau.

Die Männer aber sind hinabgefahren gen Wolfach. Ihr Floß hat glücklich die letzte gefahrvolle Wendung, an welche das Schild des Wirtshauses „zum letzten Gestöhr" (Floßglied) mahnt, hinter sich und in weniger als einem Viertel der Zeit, welche der Fußgänger braucht, legen sie den Weg zur großen Kinzig zurück. Dort werden die Balken wieder in anderer Weise zusammengestellt, um zum Rheine gebracht zu werden, auf dem sie die stattlichen Flöße bilden, welche nach Holland gehen und dort meistens zum Schiffsbau verwendet werden.

h) Der Schapbacher Lehrer J. J. Hoffmann hat um die letzte Jahrhundertwende eine Geschichte der Wolftalflößerei verfaßt und dabei seine Möglichkeiten geschickt genutzt, Informationen über die praktische Arbeit noch von alten Flößern zu bekommen. Auch aus dieser Flößergeschichte einige Auszüge:

„Eines der ältesten Gewerbe der badischen Schwarzwaldbewohner war die Flößerei. Tausende fanden lohnende Beschäftigung und reichlichen Verdienst durch diese Arbeit. In früheren Zeiten wurde fast auf allen Flüssen und stärkeren Bächen des Schwarzwaldes die Flößerei betrieben. Meist war es nur die sogenannte Wildflößerei, die darin bestand, daß Holzstämme und Scheitholz in das Bachbett geworfen und dann durch Schwellungen und künstlich erzeugte Flutwellen flottgemacht und streckenweise weitergetragen wurden.

Anfangs betrieben diese Art der Flößerei einzelne Hofbauern und größere Waldbesitzer auf eigene Rechnung. Später verbanden sich mehrere solcher Waldbauern zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und bildeten sogenannte Schiffer- oder Flößergenossenschaften.

Durch besondere Satzungen und Bachordnungen wurde der Betrieb besser geregelt und die Rechte und Pflichten der einzelnen Mitglieder genau festgestellt. Die älteste Bachordnung, die speziell für die Flößerei im Schapbachertal — also für den Wolfbach — verfaßt wurde, stammt aus dem Jahre 1784. Da aber mit der Zeit mancherlei Beschwerden über jene erste Bachordnung erhoben wurden und sich empfindliche Nachteile und Unbequemlichkeiten herausstellten, wurde im Jahre 1816 von dem damaligen Großherzoglich-Badischen Bezirks- und Oberforstamt Wolfach eine neue Bachordnung herausgegeben und für die einzelnen Strecken sogenannte ‚Bachvögte' ernannt.

Die drei ersten Bachvögte in der Gemeinde Schapbach waren damals: Andreas Schoch für den Wolfbach, Johannes Schmid für die Gewässer in Rippoldsau und im Holzwald, und Franz Herrmann für Glaswald und Seebach. Um Streitigkeiten vorzubeugen, wurden fünf Weiher gemeinschaftlich bestimmt, nämlich des Schmidsbauern Weiher hinter Rippoldsau, der Rippoldsauer Klosterweiher, des Michel Schmids oder Seebacher Weiher vor Burgbach, des Welle Simons Weiher vor Dohlenbach und der Schapbacher Weiher vor Wildschapbach.

Alle übrigen seitwärts gelegenen Weiher mußten deren Eigentümer unterhalten. Um die fünf gemeinschaftlichen Weiher aber auch in richtigem Stand erhalten zu können, wurde von dem Stammholz eine gewisse Taxe erhoben, und zwar vom Holländerstamm 5 Kreuzer, vom Meßbalken 3 Kreuzer, vom Dick- oder Kreuzbalken $2^1/_2$ Kreuzer, vom Sägbalken $1^1/_2$ Kreuzer, von 100 Stück gepfrimten Holz 8 Kreuzer und von einem Klafter Holz 1 Kreuzer.

Diese Vergünstigung sollte aber nur den Bauern vom Rippoldsauer Bad bis zum Gelbach zugutekommen. Wenn Wolfacher Schiffer die Schapbacher Weiher benötigen würden, so sollten sie für jeden Weiher 15 Kreuzer Taxe entrichten. Mit der Kontrolle wurden der Bachvogt, der Stabsvogt (jetzt Bürgermeister), der Zoller, der Oberzoller und der Revierförster betraut.

Da auch die zweite Bachordnung vom Jahre 1816 mit der Zeit allerlei Mängel zeigte, wurde im Jahre 1855 wiederum eine neue

Bach-Ordnung für den Wolfbach ausgearbeitet und im Jahre 1856 genehmigt.
Infolge des Baues von Eisenbahnen, der Verbesserung und Neuanlage von Straßen und Holzabfuhrwegen ging die Flößerei mit den Jahren immer mehr zurück. Während noch 1873 160 Flöße mit 80 000 Kubikmeter Inhalt und einem Wert von über zwei Millionen Mark die Kinzig herabfuhren, betrug seit 1883 die Anzahl der Flöße nur noch 56, der Inhalt 30 000 Kubikmeter und der Wert 420 000 Mark. Anderseits war auch das Aufhören der Flößerei wegen der Benützung der Kinzig und des Wolfbaches zu gewerblichen und landwirtschaftlichen Zwecken, wegen Anlage von Sägemühlen, wegen der Sicherheit der Brücken und dergleichen überaus erwünscht.
Deswegen wurde auch die Kinzigflößerei vom 11. November bis 1. März und vom 1. Juli bis 15. August nicht gestattet. Durch § 1 der Kinzigtalfloßordnung vom 20. Mai 1867 wurden die Innungsrechte der Schifferschaften Wolfach und Schiltach aufgehoben und durch einen Erlaß des Großherzoglichen Handelsministeriums vom 25. Mai 1867 wurde das Großherzogliche Bezirksamt Wolfach angewiesen, auch die Bachordnungen für die Seitenbäche (resp. den Wolfbach) einer Revision zu unterziehen, um diese Bachordnungen mit dem Polizeistrafgesetzbuch in Einklang zu bringen. Im Jahre 1867 wurde eine neue Floßordnung entworfen, am 31. Januar 1868 kamen neue Statuten der Kinzigflößerei zustande. § 32 bestimmte: „Im Falle der Auflösung der Genossenschaft wird das Reinvermögen der Gemeinde Wolfach übergeben, die dasselbe verwahrt, bis sich eine Genossenschaft mit ähnlichen Zwecken wieder bildet, oder wenn eine solche nicht mehr in Aussicht steht oder 20 Jahre verflossen sind, dasselbe zu wohltätigen Zwecken hälftig den Armenfonds Wolfach und Schiltach übergibt."
Die Statuten scheinen nicht gleich in Kraft getreten zu sein. Die betreffenden Verhandlungen zogen sich bis zum Jahre 1873 hin. Währenddessen wurde die Kinzigtalbahn erbaut, und nun galt es festzusetzen, was billiger sei: Die Wasserfracht oder die Eisenbahnfracht.
Philipp Armbruster, Wolfach, unterzog sich der Mühe, genaue Erkundigungen hierüber einzuziehen – mit dem Ergebnis, daß der

Temperabild von Johan Schmid, „Wolfach im Kinzig-Thal im Größherzogtum Baden" von der Nordseite, 1836. Lange Schwarzwaldflöße auf Kinzig und Wolf. (Städtisches Heimatmuseum Wolfach)

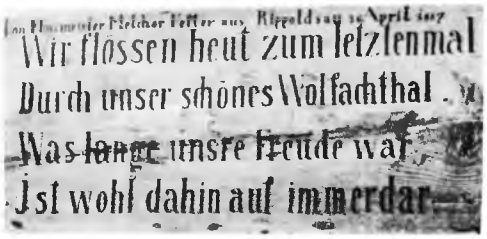
Wassertransport wohlfeiler war. Das Bestreben der Flößereigenossenschaft ging nun dahin, in Kehl einen größeren Floßhafen zu errichten, der auch den Rheinschiffern zugänglich sei. Mit der weiteren Durchkämpfung dieses Projektes wurde Oberförster Schätzle beauftragt. Die Wolfbachgemeinden Schapbach – Rippoldsau – Oberwolfach – nahmen an all diesen Bestrebungen zur Hebung und Förderung des Holzhandels und zur Erschließung weiterer Absatzquellen regen Anteil, aber die Flößerei hatte bereits ihre Blüte hinter sich.

Schon im Dezember 1882 verursachte ein Hochwasser eine Mehrausgabe von 1344,29 Mark fürs Jahr 1883, während in demselben Fehljahr auch etwa 9000 Festmeter weniger verflößt wurden als 1882. Von 1883 an betrugen die Ausgaben ständig mehr als die Einnahmen . . .“

Das Dampfroß als Konkurrent

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts war für die Flößerei eine ständig wachsende Konkurrenz entstanden: das Dampfroß, die Eisenbahn – Inbegriff des Fortschritts! Sie brachte einen strukturellen Umbruch von größter Dynamik. Die Schwarzwaldbahn von Offenburg nach Hausach wurde 1866 eröffnet, ohne daß die Flößerei zunächst darunter gelitten hätte: Die Holzmassen aus dem Wolftal z. B. mußten ja wenigstens bis Hausach noch immer auf dem Wasserweg transportiert werden. Das änderte sich 1878 allerdings entscheidend, als auch Wolfach Bahnbetrieb erhielt. Und gleichzeitig wurde auch die Talstraße durch das Wolftal ganz ordentlich verbessert, stabilisiert, für Pferdefuhrwerke zumutbar gemacht.

Immer seltener wurden folglich auch die „Flößerzechen“, die traditionsgemäß die Waldherren ihren Flößern zu spendieren hatten, wenn sie nach Tagen aus Wolfach, nach



Diese Tafel, die bei der letzten Floßfahrt mitgeführt wurde, ist heute im Wolfacher Heimatmuseum zu besichtigen

Wochen aus Kehl oder auch nach Monaten aus dem Rheinland, von Holland zurückkamen.

So rüstete man am 26. April 1887 zur letzten Floßfahrt auf der Wolf. Der Floßmeister aus Rippoldsau – Melchor Vetter – hatte ein Gespür für die historische Situation und dichtete:

Als es dann am 2. Juni 1887 im Kniebisgebiet ein mächtiges Sommerunwetter gab und in der Folge ein verheerendes Hochwasser durch das Wolftal, das neben sämtlichen Brücken auch viele Anlagen für den Floßbetrieb zerstörte, da nahm man es hin fast wie ein Gottesurteil.

Auf der Kinzig wurde noch weitergeflößt bis 1895, freilich mit immer geringerem Umfang und Gewinn. Man beriet schließlich, ob man im folgenden Jahr weitermachen wollte. Ein Hochwasser im Frühjahr 1896 zerstörte entlang der Kinzig Wehre und Teiche und brachte so das Ende auch für die Kinzigflößerei.

Amtliche Bilanz von 100 Jahren[13])

„Ehedem ist auf fast sämtlichen Flüssen und stärkeren Bächen des badischen Schwarzwaldes Flößerei betrieben worden. Es war meist nur die sogenannte Wildflößerei, die darin besteht, daß Holzstämme (Sägklötze) und Scheitholz in das Fluß- oder Bachbett

eingeworfen, durch eine mittelst Stauanlagen künstlich erzeugte Flutwelle flott gebracht und streckenweise weiter getragen – „geschwallt" –, wurden. Diese Art Flößerei hat sich aber nur in einigen Nebenbächen der Kinzig und der Murg bis in die neuere Zeit erhalten, kann aber jetzt, vom oberen Kinziggebiet abgesehen, als aufgegeben bezeichnet werden. Hier und dort in den Hochthälern des Schwarzwaldes findet man noch die Reste der Stauvorrichtungen, die zu den „Schwallungen" dienten . . .

Der zunehmende Wert des Holzes ließ solch' primitive Transportweise nicht mehr als zweckmäßig erscheinen; auch war dieselbe mit Nachteilen für die Triebwerke und die Ufer verbunden. Aus demselben Grunde ist auch die Flößerei mit gebundenen Hölzern immer mehr eingeschränkt worden und sie hat selbst auf solchen Flüssen, welche, wie die Wutach, für diesen Floßbetrieb besonders eingerichtet worden waren, ganz aufgehört. Gegenwärtig wird die Langholzflößerei noch auf der Kinzig, Enz und Nagold betrieben, während auf der Murg in der Regel nur Schnittwaren in Flößen nach dem Rhein verbracht werden.

Hier, wie auf der Kinzig, sind es sogenannte Schiffergenossenschaften, die sich mit der Flößerei befassen und auch für die hierzu erforderlichen Einrichtungen und für die Offenhaltung der Floßstraße unter Mitwirkung der staatlichen Flußbauverwaltung Sorge tragen. Bedeutend sind diese Einrichtungen im oberen Kinziggebiet; sie bestehen aus Stauvorrichtungen, hier Teiche genannt, in den Seitenthälern zur Ansammlung des Schwallwassers und in der Kinzig selbst auch behufs Einbindens der Flöße. Für die Instandhaltung und den Betrieb dieser Anstalten erhebt die Genossenschaft durch die Staatsbehörde festgesetzte Taxen von den einzelnen Flößen.

Die vordem sehr bedeutende Flößerei auf der Kinzig ist seit Jahren und insbesondere in der jüngsten Zeit stark zurückgegangen.

. . . Ursachen der Abnahme sind die Kinzigthalbahn und die Verbesserung und Neuanlagen von Straßen und Holzabfuhrwegen, bei deren Benützung die Hölzer nicht an Wert verlieren, wie dies bei der Flößerei in Gebirgswässern in erheblichem Maß der Fall ist. Anderseits ist das Aufhören der Flößerei wegen der Benützung der Kinzig zu gewerblichen und landwirtschaftlichen Zwecken und wegen der Sicherheit der Brücken und dergleichen überaus erwünscht. Schon bisher ist mit Rücksicht auf diese Interessen die Kinzigflößerei vom 11. November bis 1. März und vom 1. Juli bis 15. August nicht gestattet. Ähnliche Beschränkungen sind auch für die andern Floßstraßen verordnet."

Flößer-Nostalgie

Am 5. Juli 1925 wurde in Wolfach ein großes Volksfest organisiert. Eine der Hauptattraktionen war dabei ein Floß, zusammengestellt von Severin Bächle von Schapbach-Hirsch-

Severin Bächle, der letzte Schapbacher Flößer

bach, der als 16jähriger 1883 erstmals von seinem Vater Joseph Bächle, einem Obmann der Kinzigflößer, mitgenommen worden war auf die Fahrt auf Wolf und Kinzig und der sich noch erinnerte an die letzte Floßfahrt, die am 26. April 1887 ab Rippoldsau gestartet worden war.

Beim Wolfacher Stadtjubiläum 1984 waren am 8. Juli über 20 000 Zuschauer begeistert vom originalgetreu nachgebauten Kinzigfloß und seiner zünftigen Besatzung von 21 Flößern unter der Regie des Floßmeisters Ewald Fritsch.

Anmerkungen

[1]) Zitiert nach: Keweloh (hrsg.), Flößerei in Deutschland. Theiss 1985.

[2]) Archives de la Ville de Strasbourg. Impôts et Comptabilité: Achats de bois faits pour le compte de la ville de Strasbourg dans la forêt de Rippoldsau. 1551—1591.

[3]) Cosmographia universalis („Comographey") von Sebastian Münster, Basel. Hier eine Kopie aus der Ausgabe von 1588.

[4]) Mitteilungen aus dem Fürstenberg. Archiv 1, 529—530.

[5]) Carl Friedrich von Sponeck. Über den Schwarzwald. 1817. Geographische, topographische, statistische, geognostische und naturhistorische Notizen sowie Angaben über die Holzarten im Schwarzwald, Beschreibung des Wildbestandes, der Viehweiden, Insekten, Flößereien und einigen Reisebeschreibungen. Ausgewählt und neu herausgegeben von Helmut Bender bei der Waldkircher Verlagsgesellschaft.

[6]) Karl Hartmann (hrsg.), „Mariae Wallfahrt 1721—1802". Übertragung des alten Wallfahrtsbuches, an heutige Umgangssprache angeglichen (mit Nachträgen). Selbstverlag Karl Hartmann, Bad Rippoldsau. 1986.

[7]) „Mein Glück will mir nicht glücken." Scheffels Briefe ins Elternhaus 1856/57. Hrsg. von W. Zentner, Karlsruhe 1939. Der hier zitierte Brief aus „Augia Rippoldi" stammt vom 7. September 1856: S. 12 ff.

[8]) Johann Jakob Sprüngli (1801—1881): Seine Tätigkeit für die Gesangvereine rings um den Zürich-See trugen ihm den Namen „Sängerpfarrer" ein. — Sprüngli war in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts mehrfach in Bad Rippoldsau zu Gast. Er verfaßte zu 32 Zeichnungen von C. Reifert/Frankfurt köstliche Gedichte und veröffentlichte (etwa 1860) das „Album für Rippoldsau" — eine bibliophile Rarität!

[9]) Charles Lallemand, Les Paysans Badois. Esquisse de mœurs et de coutumes. Texte et dessins par Charles Lallemand. Strasbourg/Bade 1860. — Neu herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Wolfgang Kuhlmann, Schauenburg — Lahr 1987.

[10]) Aus: Friedrich Feyerlin, Rippoldsau, seine Heilquellen und Kurmittel. Zweite vermehrte Auflage. Wolfach, Druck von August Rösch. 1868. — Dem Verfasser lag ein Korrekturexemplar dieser Ausgabe vor, in dem Feyerlin handschriftlich verbesserte, ergänzte, verdeutlichte; im vorliegenden Text wurden die Korrekturen übernommen.

Eine Quelle besonderer Art zur Flößerei bleibt natürlich Heinrich Hansjakob, z. B. in „Waldleute" (Fürst vom Teufelstein, Theodor der Seifensieder) oder in „Erzbauern". Es würde den Rahmen sprengen, würden auch die Hansjakob'schen Darstellungen hier noch gewürdigt.

[11]) Vgl. Carl Roux in „Die Gartenlaube", Nr. 49 aus dem Jahre 1868. Der interessante Text ist angereichert mit zwei Zeichnungen von Roux: a) Das Flößen des Holzes im Schwarzwalde, b) Das Branden der Berg-Brachfelder im Schwarzwalde. Carl Roux (1826—1894) ist in Heidelberg geboren, war ab 1856 Lehrer an der Karlsruher Kunstakademie, ab 1881 Galeriedirektor in Mannheim. Sein bekanntestes Werk ist wohl „Hans und Vrene" (um 1860) — nach einer Ballade von J. P. Hebel aus dessen „Alemannischen Gedichten" (in Staatsbesitz, Leihgabe an das Kurpfälzische Museum in Heidelberg).

[12]) Diese Darstellung der Flößergeschichte von J. J. Hoffmann fand sich im Gemeindearchiv Bad Rippoldsau-Schapbach. Von Hoffmann stammt eine Fülle von Informationen und Darstellungen zur Regional- und Lokalgeschichte.

[13]) Entnommen aus: Das Großherzogtum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Karlsruhe 1885. Hier zitiert: S. 532.

Hansjakob und das alte Handwerk

V. Strohflechterei

Im gleichen Jahr wird er provisorisch und im folgenden definitiv Obervogt der österreichischen Herrschaft Triberg. Und hier beginnt seine soziale Tätigkeit, eine Tätigkeit, wie weder vor noch nach ihm je ein Obervogt oder ein Oberamtmann sie ausgeübt hat.
Sein Bezirk war einer der kältesten und unfruchtbarsten auf dem Schwarzwald. Huber sah die Not und die Armut der Leute und suchte fortan dem Volke zu helfen, so gut er konnte und mit eigenen Opfern an Gesundheit und Vermögen.
Kaum war er Obervogt, so machten die Schwarzwälder, welche in und nach Rußland mit Uhren handelten, bankrott, und die Uhrenmacherei ging sehr schlecht in seiner Herrschaft. Er war deshalb nicht nur bemüht, ihr neue Absatzgebiete zu eröffnen, sondern sann auch auf neue Erwerbsquellen, indem er die Strohflechterei zu heben suchte.
Er ließ auf seine Kosten einen Strohflechter aus Toskana kommen, um mit seiner Frau von diesem Italiener die dortige Strohflechterei zu erlernen. Und alsdann begann das obervogtliche Ehepaar, die armen Leute selbst zu unterrichten.
Huber ließ trotz des Widerspruchs der Leute das Korn auf dem Felde schneiden, ehe es reif war, damit es besser zu bleichen und weniger hart wäre.
Er kaufte die ersten Halmquantitäten mit eigenem Geld, ließ sie unter seiner Aufsicht und Anleitung bleichen, mit metallenen Schneidnadeln spalten, und dann lehrte seine Frau, eine geborene Freiin von Gleichenstein, Tochter des St. Blasischen Obervogts zu Staufen, die Kinder und Frauen im Amtshaus zu Triberg das Flechten dieser feinen Halme.
Sobald die Triberger eingeübt waren, ging das würdige Paar in die Dörfer der Herrschaft und gab seinen Unterrichtskurs den dortigen armen Leuten.
Das Geflecht kaufte der wackere Obervogt zuerst selbst den Leuten ab und suchte es zu verwerten. Später nahm ein einfacher Schwarzwälder seiner Obervogtei, der Weißerjok von Schönwald, ihnen die meisten Geflechte ab und sandte sie nach Frankreich, den Niederlanden, Westfalen und Rußland.
Kinder von sechs Jahren an und Frauen neben ihrer Haushaltung her verdienten so sechzig bis hundertzwanzig Gulden jährlich, ein schönes Stück Geld für die armen Leute in jener Zeit.
Jetzt half der unermüdliche Vogt auch den Bauern, die schlechte Wiesen und keine Wege hatten, um ihr Holz abführen und verkaufen zu können.
Der Bauer ist Lehren zu Verbesserungen seiner Landwirtschaft schwer zugänglich, so lange er nicht den Erfolg sieht. Drum ging der Obervogt mit gutem Beispiel voran. Der Staat — seit 1806 Baden — hatte bei Triberg Wiesen, die unter des Vogts Verwaltung standen, gab diesem aber keine Mittel, sie zu verbessern.
Nun griff der energische Obervogt abermals in seine eigene Tasche, ließ das Felsgestein aus den Matten entfernen, Erde darauf führen und eine Berieselung anlegen. Und als das Gras mächtig gewachsen war, führte er die Bauern seiner Herrschaft an Ort und Stelle und zeigte ihnen, was sie erreichen könnten ohne Opfer, da sie alle Arbeiten selber zu tun imstande wären.

Aus: Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, Verlag Stadt Haslach im Kinzigtal, 13. Auflage, 1982

Die letzte Bollenhutmacherin

Bettina Schaller, Freiburg

Phase der Produktion

Wer im Mittelpunkt steht, der muß mit Fassung tragen, daß über ihn geredet wird, sei es im Guten oder im Bösen —, daß er imitiert oder gar verfälscht wird. So auch der „Schwarzwälder Bollenhut", das beliebteste und bekannteste Trachtensymbol aus dem Schwarzwald. Er reiste zu Werbezwecken nicht nur einmal um den Erdball, es vergeht auch kein Tag, an dem nicht über ihn geschrieben wird, oder an dem ein „Schwarzwaldmaidli" mit stereotypem Lächeln in scheinbarer Schwarzwaldtracht mit Bollenhut für den Schwarzwald oder gar im Ausland allgemein für Deutschland wirbt. Beim Anblick solcher Publikationen geht so manchem Gutacher im wahrsten Sinne des Wortes der Bollenhut hoch, denn der Gutacher Kopfputz ist für die Werbung zweckentfremdet worden und wurde so zu einem Symbol für den Schwarzwald schlechthin. Denn viele wissen nicht, daß der echte Bollenhut seit eh und je zur Frauentracht gehört, die in den Dörfern Kirnbach, Reichenbach und Gutach getragen wird. Seine Tradition läßt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Er soll damals, so etwa zwischen 1700 und 1750, als

modische Neuheit aufgekommen, und von den Frauen aus so mancher Gegend in verschiedenen Varianten getragen worden sein. Doch der echte Bollenhut, so wie wir ihn kennen, der ist ein fester Bestandteil der Gutacher Tracht, was jedoch nicht heißen soll, daß er in Gutach entstanden ist, sondern man gab der Tracht den Namen des größten Dorfes. Und dies wird um so verständlicher, je weiter man die historische „Verwandtschaft" der drei protestantischen Gemeinden Kirnbach, Reichenbach und Gutach zurückverfolgt. Sie „bildeten früher einmal, zusammen mit Schiltach und Hornberg, das württembergische Amt Hornberg, das erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ans damalige Großherzogtum Baden überging". Und nicht ohne jede Bedeutung für die Entwicklung der Tracht ist, „daß dieser Landstrich einstmals württembergisch war und mit dem Amt Hornberg eine evangelische Insel in katholischer Umgebung entstand".

Schwarzwaldtracht aus Gutach

Phase der Produktion

Bevor der Bollenhut das Haupt der Mädchen und Frauen im Gutach- und Kinzigtal zierte, trugen sie einen Kopfputz, der aus Tuch, Leinwand, Filz oder Pelz hergestellt wurde. Erst nachdem vermutlich Glasbläser aus Italien oder der Schweiz die ersten Strohhüte mit ins „Ländle" brachten, besann man sich und flocht aus Stroh die neue moderne Kopfbedeckung.

Auch zierten die ersten Strohhüte noch keine Bollen, sie wurden erst später als Variante auf den Hut genäht. Anfänglich wurden nur Punkte in schwarzer oder roter Farbe aufgemalt.

Leider zu schön, um wahr zu sein, ist auch die sagenumwobene Legende von der Entstehung der Urform des Hutes, die eng mit der Anfertigung verbunden sein soll. Denn der Volksmund weiß zu berichten, daß der Bollenhut kein x-beliebiges schmückendes Beiwerk der Gutacher Tracht ist, sondern er soll bestimmte Symbole als Zeichen der Demut christlichen Glaubens bergen. Aus feinen Zöpfen von enggeflochtenem Stroh wird der Hut zusammengenäht. Die Krempe wird mit Gips überzogen, und der Stumpen und der Rand der Krempe kann je nach Geschmack geteert werden. Bis zu vier Pfund kann so ein Hut wiegen. Das Markanteste am Bollenhut, die Wollrosen, werden erst ganz zum Schluß auf den Hut genäht. Doch zuvor wird reine Wolle auf ein Pompon-Set gewickelt, aufgeschnitten und zusammengebunden. Dann müssen die Bollen für drei Stunden im Dampfbad „schwitzen", damit sie richtig filzen. Hinterher werden sie mit einer Schere in Form gebracht. Erst dann werden sie auf den Hut aufgenäht und nochmals „frisiert". Und hier nun soll das Symbolhafte des Hutes beginnen. Denn die Anordnung der Wollrosen

ist so gehalten, daß man von allen Seiten das christliche Kreuzzeichen und die zwei Kreuzstützen erkennen kann. Auch werden immer 14 Wollrosen — für jeden Schutzheiligen eine — mit Bast oder Zwirn so auf den Hut geknüpft, daß die Verknotungen wie Dornen im Hutinnern herausragen.
Das Eingipsen des Hutes zum Zeichen der Schwere der Last, das Knüpfen von Dornen als Hinweis auf die Kreuzigung Jesu und das christliche Symbol des Kreuzes durch die Anordnung der Wollrosen und die Zahl 14, dies alles sollen, so der Volksmund, Zeichen der Demut und der Buße der Männer und Frauen sein, die den Hut damals getragen haben. Je schwerer die Last war, die man auf dem Kopf trug, um so größer war das Opfer.
Auch erzählt die Legende, daß der Ursprung des Hutes auf das 16. Jahrhundert zurückgehen soll. Denn damals habe in Gutach, Kirnbach und Reichenbach die Pest gewütet. Die Einwohner sollen in ihrer Not die 14 Nothelfer, die Schutzheiligen, um Fürbitte angerufen und geschworen haben, ihnen ein Opfer zu bringen. Zum Zeichen ihrer Buße hätten die Gutach- und Kinzigtäler damals die Hüte angefertigt, die ihre Demut verdeutlichen sollten. Auch weiß der Volksmund zu erzählen, daß die Wollrosen die Blutstropfen Christi seien.
Interessantes birgt eine solche Geschichte! Sie verleiht dem Bollenhut etwas Geheimnisvolles und Sagenumwittertes, aber wie bereits anfangs erwähnt, hier muß die Kirche im Dorf und der Bollenhut auf dem Kopf der Gutacher, Kirnbacher und Reichenbacher gelassen werden, denn Dokumente und Bildmaterial lassen darauf schließen, daß der Bollenhut sich wie andere Trachtenstücke entwickelt hat: Nichts von der Legende sei wahr, erklärte Hedwig Kaltenbach, die einzige Bollenhutmacherin, die es in Gutach noch gibt. Sie fertigt für die Frauen und Mädchen im Tal die Bollenhüte an, die an Fest- und Feiertagen von den Einheimischen getragen werden. Die Hüte der verheirateten Frauen zieren schwarze, die der ledigen

Phase der Produktion

Phase der Produktion

Frauen rote Wollrosen. Aber an hohen kirchlichen Feiertagen wie beispielsweise am Karfreitag tragen auch die unverheirateten Frauen einen Bollenhut mit schwarzen Wollrosen. Gelegentlich heiratet auch eine Braut nicht in Weiß, sondern schlüpft in die Gutacher Tracht und tritt damit vor den Traualtar.
Zwischen einer Woche und vierzehn Tagen benötigt Hedwig Kaltenbach für das Anfertigen eines Bollenhutes. Nicht jeder Kunde erhält von ihr auf Anfrage das „Gutacher Prunkstück"; die Bollenhutmacherin hat sich mit anderen Frauen aus dem Dorf, die als Trachtenhandwerkerinnen und -schneiderinnen tätig sind, und mit traditionsbewußten Bürgern zusammengeschlossen, um die Gutacher Frauentracht, insbesondere den Bollenhut, vor einer Vermarktung zu schützen. Denn es gibt auch ihn bereits: den Bollenhut

made in Taiwan. Er wird zu einem Preis zwischen 350 und 800 Mark gehandelt. Zur Ausstattung rustikal gestalteter Zimmer von Restaurants und Hotels wird er geliefert. Auch als Dekoration in Wohn- und Eßzimmern der ganzen Welt soll er zu finden sein. Doch Kenner wissen ihn zu unterscheiden, den echten Gutacher Bollenhut von der imitierten Importware aus Ostasien.

Der Bollenhut wird nur noch von einer Hutmacherin angefertigt. Hedwig Kaltenbach ist in Gutach die einzige, die nach alter Tradition den Kopfputz im Original herstellt. Sie hat das Handwerk von ihrer Tante aus Hausach, Emma Falk-Breitenbach, in meisterhafter Weise übernommen. Und auch hier weiß Hedwig Kaltenbach zu erzählen, wie schwierig es für ihre Tante war, damals das Anfertigen des Hutes zu erlernen. Denn die beiden einzigen Bollenhutmacherinnen schworen nach einem „Vorfall" nie wieder einen Bollenhut anzufertigen oder zu verraten, wie man ihn herstellt. Auch hier lohnt sich ein Rückblick in die Geschichte, um etwas über das drohende „Aussterben" des Handwerks der Bollenhutmacherin und seine Renaissance zu erfahren.

Bei einem großen Gutacher Trachten- und Heimatfest, lange vor dem Ersten Weltkrieg, soll sich das Drama zugetragen haben. Die Schirmherrschaft für dieses Fest hatte die damalige Großherzogin Hilda von Baden übernommen und war auch eigens mit ihrem Hofstaat zu dieser Feier angereist. Als Festgeschenk wurde von der Bollenhutmacherin ein besonders schönes Exemplar eines roten Bollenhutes angefertigt. Doch überreichen durfte sie das Gastgeschenk nicht, da sie für nicht würdig genung empfunden wurde. Darüber war die Frau zutiefst in ihrer Ehre verletzt und schwor gemeinsam mit ihrer Nichte, das Geheimnis um die Anfertigung des Gutacher Kopfputzes auf immer und ewig zu verschweigen und nie mehr die „Krönung der Gutacher Frauentracht" anzufertigen. Emma Falk-Breitenbach hat auf Antreiben ihres Mannes Eugen in Kleinstarbeit das Geheimnis gelüftet. Er kaufte ihr nach und nach drei Bollenhüte, die sie in alle Einzelteile zerlegte, um so die Art und Weise der Herstellung in Erfahrung zu bringen. Ihr Erstlingswerk wurde 1952 bei einem großen Heimat- und Trachtentag bewundert. Er ließ sich durch nichts von den alten Originalen unterscheiden. Sie lernte ihre Nichte Hedwig Kaltenbach in der Kunst des Bollenhutmachens an. Noch heute fertigt sie in liebevoller Arbeit den Gutacher Kopfputz an und wird hoffentlich das Geheimnis an ihre Nachkommen weitergeben, die später ihr Erbe antreten werden, damit er nicht vom „Aussterben" bedroht ist.

III. Museen unserer Heimat

Das Dorfmuseum in Pfaffenweiler —

ein Hort zum Nacherleben denkwürdiger Vergangenheit

Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg

Das Dorfmuseum in Pfaffenweiler im Schneckental bei Freiburg i. Br. ist noch sehr jung. 1983, zum „Siebenten Schnecke-Fescht", wurde es in einem Gebäude eröffnet, das die Befürworter und Verfechter einer lokalen Museumsidee eigens für die Einrichtung eines Museums geplant hatten. So konnte an die Stelle des Wirtschaftstrakts des alten Schulhauses — aber auf dessen Fundamenten — ein neuer formschöner Bau treten, der nunmehr, außer von Räumlichkeiten, die als Bauhof und Schutzkeller bestimmt sind, das „Stein- und Wein-Museum" Pfaffenweiler beherbergt. Von nah und fern erfreut sich die neue, in erster Linie der Dorfbevölkerung zugedachte volkskulturelle Institution wachsender Aufmerksamkeit und steigender Besucherzahlen.

Seine Entstehung verdankt das Museum dem lebhaften Anklang, den eine ad-hoc-Ausstellung von Gebrauchsgegenständen aus der Vergangenheit, insbesondere aus dem 19. Jahrhundert, im alten Schulsaal 1967 anläßlich der 1250-Jahr-Feier des Dorfes gefunden hatte; 716 urkundlich erwähnt, gehört Pfaffenweiler mit Erbringen und Wolfenweiler zu den am frühesten bezeugten Weinbauorten Südbadens. Nach der wohlgelungenen Ausstellung, die sich insgesamt auf Leihgaben der Dorfbewohner gestützt hatte, freundeten sich immer mehr Pfaffenweiler Bürger mit dem Museumsgedanken an, so daß Anfang der 80er Jahre die Realisierung des Projekts ernstlich in Angriff genommen werden konnte. Abgesehen von der Erstellung der Museumsstätte während einer zweijährigen Bauzeit, erstreckte sich der aufopfernde Einsatz eines umspannenden Personenkreises darauf, die Gestaltung und Ausstattung des geplanten Museums vorzubereiten. Im besonderen waren es Altbürgermeister Emil Eckert, Steinmetzmeister Waldemar Eckert mit seinen Helfern und viele andere freiwillige Mitarbeiter, die z. T. unter Beratung durch Professor Dr. Rolf Brednich und unter Mitwirkung von Archivar M. A. Gerhard Auer zur Verwirklichung des Pfaffenweiler „Dorfmuseums" ehrenamtlich beigetragen haben. Mit seinem offiziellen Ausscheiden aus dem Amt des Bürgermeisters hatte Emil Eckert die günstige Gelegenheit, die gemeindliche Verantwortung für das Museum — zu fürsorglicher Betreuung durch gute Hände — an den neuen Bürgermeister, Fritz Gutgsell, weiterzugeben, der seinerseits von Ratsschreiber Hubert Treyer tatkräftig unterstützt wird.

Hatte es sich bei der 1250-Jahr-Feier insgesamt um kulturelles Sachgut gehandelt, das zu allermeist als Leihgabe zur Verfügung gestellt worden war, besteht heute der größte Teil des Museumsinventars aus Exponaten, die, ob geschenkt oder käuflich erworben, zum Besitz des Museums gehören. Für die Verwaltung, Planung und Organisation der neuen Einrichtung hat sich ein rührriger örtlicher Museumsverein unter dem Vorsitz des Bürgermeisters konstituiert.

Beim Aufbau wurden zwei Schwerpunkte gesetzt, die für die Sozialgeschichte des Dorfes und die Lebensweise seiner Bewohner prägend waren: „Pfaffenweiler Stein und Pfaffenweiler Wein". Aus moderner volkskundlicher Sicht soll — im Sinn der Förderer —